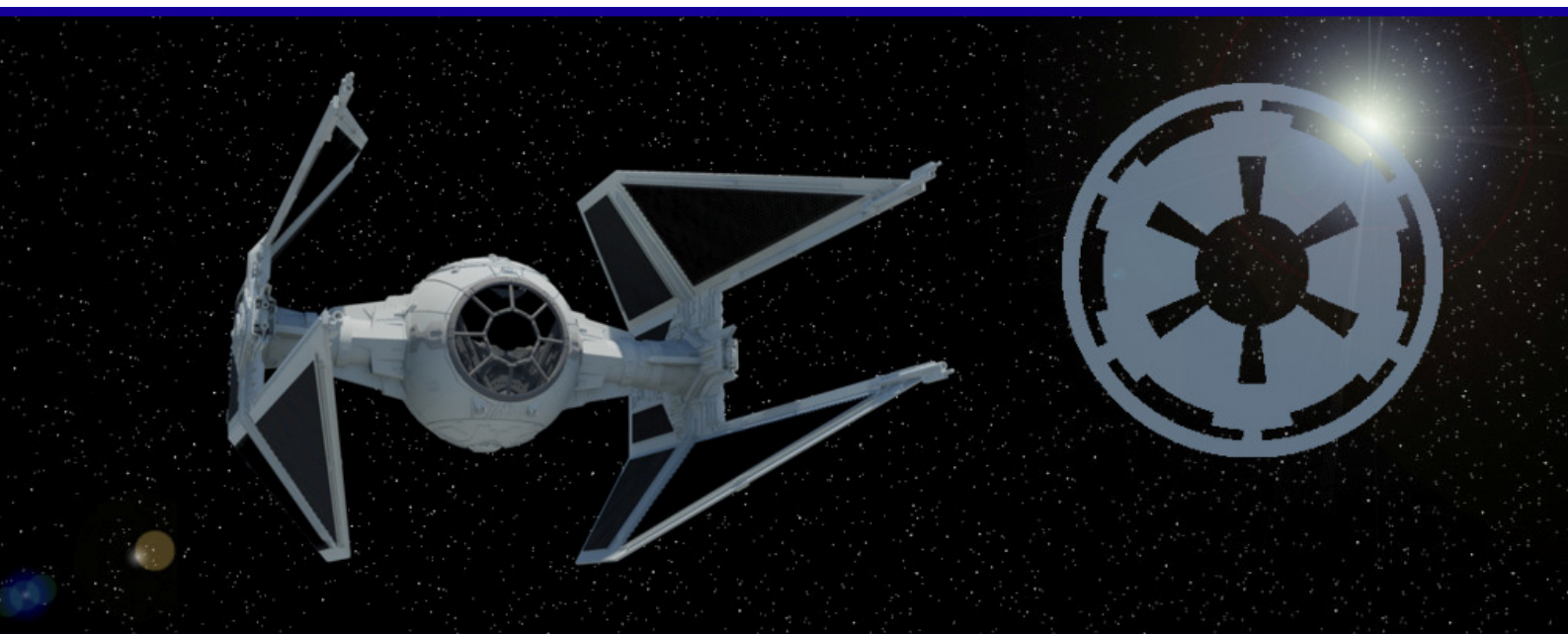


Ehre und Ruhm des Imperiums 2

Verloren und gefunden



LineCaptain
ID3806@gmx.de

Ehre und Ruhm des Imperiums 2 - Verloren und gefunden

3 Jahre NSY

<i>Kapitel 1: Einsatzbesprechung</i>	3
<i>Kapitel 2: Böses Erwachen</i>	8
<i>Kapitel 3: Wiedersehen mit Folgen</i>	12
<i>Kapitel 4: Grundsatzdiskussionen</i>	18
<i>Kapitel 5: In den Händen des Feindes</i>	26
<i>Kapitel 6: Willkommen zurück</i>	31
<i>Kapitel 7: Alles auf Anfang?</i>	40

Zum Inhalt:

Nach einer Gefangennahme durch die Rebellen scheint Captain Frank Fargo sich sicher, dass seine Lage nicht mehr schlimmer werden könnte – aber da irrt er gewaltig. Und so sieht er sich mit seinen eigenen Grundsätzen konfrontiert. Sind schließlich alle Imperialen böse? Oder kann man aus den richtigen Gründen Falsches tun?

Anmerkung:

Die einzelnen Teile von *Ehre und Ruhm des Imperiums* sind in sich abgeschlossene Geschichten, die an sich ohne Vorkenntnis der anderen Teile zu verstehen sind, auch wenn einige Stränge der Nebenhandlungen durchgängig erzählt werden.

Dieses Werk basiert auf Figuren und Handlungen von *Krieg der Sterne*. *Krieg der Sterne*, alle Namen und Bilder von *Krieg-der-Sterne*-Figuren und alle anderen mit *Krieg der Sterne* in Verbindung stehenden Symbole sind eingetragene Markenzeichen und/oder unterliegen dem Copyright von Lucasfilm Ltd.

This literary work is a piece of fan fiction. *Star Wars*, and all associated content (whether trademarked, copyrighted or otherwise protected by U.S. or international law) are property of LucasFilm Ltd.

Kapitel 1: Einsatzbesprechung

Sieben keilförmige Schiffe hatten sich in einem abgelegenen und unbewohnten Sternensystem des Inner Rim zusammengefunden. Die Schiffe waren von unterschiedlicher Länge und Imposanz, das kleinste nur sechshundert Meter abmessend, das größte, unfraglich das Zentrum des Schwadrons bildend, ganze acht Kilometer im Abmaß. Man hätte meinen können, der Interdictor, die fünf Sternzerstörer und der Supersternzerstörer würden in aller Ruhe hier verweilen, vielleicht um ein paar Reparaturen oder Wartungsarbeiten nachzugehen – aber das wäre eine Täuschung gewesen. Die sieben Schiffsrümpfe waren alle auf einen Punkt hin ausgerichtet. Sie warteten nur auf das finale Signal, um in den Hyperraum zu springen. Was sie hier demonstrierten, war keine Untätigkeit – es war die Ruhe vor dem Sturm.

Eine halbe Minute, bevor das eigentliche Wecksignal erklingen würde, starrte Captain Frank Fargo mit zusammengezogenen Augenbrauen gegen die dunkle Decke über seiner Koje. Er hatte geschlafen – auf der Akademie war mit das erste, was man lernte, sofort einzuschlafen, egal unter welchen Umständen und egal, was einen am nächsten Tag erwarten würde. Jetzt, wo er pünktlich erwacht war, dachte er noch einmal über alles nach, den bevorstehenden Angriff gegen die Rebellen und ob er in seiner Akribie bei seinen Vorbereitungen und Planungen für die ihm unterstellten TIE-Staffeln nichts übersehen hatte. Er hatte kein sonderlich gutes Gefühl, auch wenn er nicht wusste, warum – aber das war schließlich auch kein Maßstab. An so manchem Tag, seitdem er auf die *Executor* gekommen war, begann er seinen Dienst mit eher gemischten Gefühlen angesichts dessen, was ihn erwarten könnte, aber das änderte nichts an seinem Stolz, den er in jeder Minute über seine Stationierung auf diesem großartigen Schiff empfand.

Also besann er sich auf seinen üblichen Dienstefter – die Aussicht, heute ein paar X-Wings abzuschießen war schließlich eine erfreuliche –, schwang pünktlich mit Erklingen des Wecksignals die Beine über den Bettrand und fand sich kurz darauf zunächst im Hangar bei seinem Untergebenen Commander Brandei ein, um sicherzustellen, dass seine Crew dort die letzten Stunden gut genutzt hatte und alles wie angeordnet kampfbereit war. Dann begab er sich zur Einsatzbesprechung der Führungsoffiziere des SSD *Executor* und der begleitenden Sternzerstörer des Death Squadron auf das Kommandodeck.

Die meisten anderen saßen in ihren graugrünen Uniformen mit den breiten rot-blauen Rangabzeichen bereits an dem großen runden Konferenztisch. Es waren lauter Männer, denen

ihre Wichtigkeit, oder zumindest die eigene Überzeugung davon, deutlich ins Gesicht geschrieben stand. Fargo war jemand, der mit seinem Ego und seiner Überzeugung für die Sache bestens in diesem Kreis aufgehoben war. Allerdings gab es auch Unterschiede zwischen ihm und den übrigen in diesem Raum.

Die anwesenden Navy-Offiziere ließen in ihrer Körperhaltung keinen Zweifel daran, dass sie sich absolut sicher waren, dass sie siegreich aus dem Gefecht hervorgehen würden. Es war allein eine Frage des Materials und wie viel davon in den Kampf geworfen werden musste, bis die Rebellenflotte geschlagen war, jedes andere Ergebnis wäre schließlich auch undenkbar. Ob es dabei zwanzig oder zweihundert TIE-Fighter waren, die abgeschossen wurden, interessierte nicht, solange das Endergebnis stimmte, sie selber auf ihrer Brücke sicher waren und der materielle und personelle Nachschub gesichert war – und das war er zu dieser Hoch-Zeit des Imperiums immer.

Captain Fargo war sich selbstverständlich ebenso sicher, dass sie heute siegen würden. Er hatte seinen Teil des Überraschungsangriffs mit seinen Leuten so gut das überhaupt möglich war vorbereitet und durchgeplant, so dass nach menschlichem Ermessen eigentlich tatsächlich kaum etwas schiefgehen konnte. Andererseits war ihm durchaus daran gelegen, mit möglichst wenigen Verlusten hervorzugehen. Er hatte keinerlei Bedenken dabei, seinen Untergebenen die notwendigen Befehle zu erteilen – allerdings kannte er jeden Einzelnen seiner hundertvierundvierzig Piloten, und der Gedanke, dass viele von ihnen am Abend nicht mehr am Leben sein würden und er sie in ihren Tod geschickt hatte, war selbst nach all den Jahren im aktiven Dienst kein sonderlich schöner.

Aber diese Bedenken hätte er in dieser Runde niemals laut ausgesprochen. Er setzte sich aufrecht auf seinen Platz neben Admiral Piett, und als dieser ihm einen fragenden Seitenblick zuwarf, nickte er zuversichtlich, dass alles seinen Gang lief.

Gedämpfte Gespräche wurden geführt, die abrupt abbrachen, als sich die Tür öffnete und der letzte Teilnehmer der Besprechung und Herr des Flaggschiffs den Raum betrat. Selbst diejenigen, die die Tür gar nicht in ihrem Blickfeld hatten, nahmen die Veränderung sofort wahr, drehten sich geduckt um und schluckten. Fargo fühlte in der Gegenwart der schwarzen gesichtslosen Gestalt und beim bloßen Klang dieser beklemmenden Atemgeräusche dasselbe wie alle anderen, von denen es nicht allen gleich gut gelang, ihre nervösen Schweißdrüsen auf der Stirn beim Anblick Lord Vaders unter Kontrolle zu behalten.

Einen guten Offizier an Bord der *Executor* machte nicht aus, dass er loyal war und gute Arbeit leistete. Das war selbstverständlich, aber im Laufe der Zeit waren schon viele sehr gute Offiziere gestrauchelt und hatten Unbedachtheiten mit ihrem Leben bezahlt. Für die

hochdekorierten Männer hier im Raum, mit der ihnen eigenen Selbstsicherheit, ihrem unermesslichen Selbstvertrauen und ihrer hochnäsigen Arroganz war es durchaus keine leichte Übung, auf einmal Ehrfurcht aufbringen und Demut zeigen zu müssen, und vielen vor ihnen war ihre Vermessenheit schon zum Verhängnis geworden.

Doch man konnte ein Stück weit lernen, mit seiner Angst umzugehen, sie ließ einen aufmerksamer werden, und mit etwas Glück konnte sie die eigene Karriere sogar fördern. Ebenso wie Piett hatte Fargo schließlich von dem Tod Ozzels vor ein paar Monaten profitiert und war – vielleicht einfach, weil er das Glück gehabt hatte, gerade zwei Schritte neben Piett gestanden zu haben, als Ozzel sein Leben aushauchte – von dem frisch ernannten Admiral aus dem Stand heraus vom Commander zum Captain befördert worden.

Das Bestehen auf der *Executor* erforderte also Geschick, und das Zeigen von Schwäche konnte der Untergang sein – niemand war schließlich so unersetzlich wie er sich selber fühlte. Aber dies war das Flaggschiff des Imperiums, auf dem nur die besten Offiziere der Flotte dienten, und Captain Frank Fargo konnte sich zu diesem Zeitpunkt nicht vorstellen, sich jemals freiwillig von hier wegversetzen zu lassen. Als er vor zwei Jahren auf die *Executor* gekommen war, hatte er damit erreicht, wovon er immer geträumt hatte, er war ganz oben, und inzwischen (auch wenn er Piett schätzte und ihm eigentlich nichts Böses wünschte) stellte er sich manchmal insgeheim vor, wie es wohl wäre, selbst einmal Flottenadmiral und Kommandant dieses Schiffes zu sein.

Lord Vader setzte sich und ließ sich von seinen Untergebenen die Strategien für den Angriff berichten. Die Flotte sollte in vier Stunden in der Nähe von Mon Calamari einfallen und den dort befindlichen Teil der Rebellenflotte aufreiben. Gegen das Überangebot imperialer Machtdemonstration aus fünf Sternzerstörern, einem Interdictor und der *Executor* selbst würden die Rebellen nicht die geringste Chance haben.

Als er an der Reihe war, referierte Captain Fargo in routiniertem Ton die Angriffsstrategien der Jägerstaffeln und verließ sich darauf, dass er nach außen hin ruhiger wirkte als er es tatsächlich war. Wenn es losging, würde er selbst ebenfalls da draußen in einem TIE sitzen und hoffentlich durchkommen. Natürlich hatte er Kampferfahrung, und auch keine allzu schlechte Flugbilanz, aber mit inzwischen fünfunddreißig Jahren musste er sich eingestehen, dass seine Reflexe langsam aber sicher abnahmen und er sich lieber auf den Dienst im Hangar und auf der Brücke beschränken sollte, um das Cockpit Jüngeren zu überlassen. Ganz sicher war das *ein* Aspekt gewesen, warum er heute Morgen mit diesem Unbehagen aufgewacht war.

Nachdem alle Details abschließend geklärt waren, begaben sich alle Führungsoffiziere auf ihre Schiffe und Stationen zurück und machten sich und ihre Untergebenen einsatzbereit. Fargo

ging zu seiner Hangarcrew und seinen Piloten und bemühte sich, eine kurze, aber möglichst flammende und einschwörende Rede vorzutragen und fand am Ende zufrieden, als die Piloten jubelnd zu ihren Jagdmaschinen rannten, dass ihm das auch ganz gut gelungen war.

Dann zog er sich selber seinen schwarzen Flieger-Overall an, prüfte sorgsam das Lebenserhaltungssystem an seinem Brustkasten, nahm den schwarzen Pilotenhelm mit den silbernen Markierungen unter den Arm und ging zu seinem TIE-Interceptor, dessen Bordcomputer unter Aufsicht eines Technikers und einer vor sich hin piepsenden R5-Einheit gerade dabei war, sein Wartungsprogramm zu beenden. Das Ergebnis war eindeutig: Alle Systeme liefen einwandfrei; wenn er abgeschossen wurde, würde es jedenfalls nicht an der Maschine liegen. Ein tröstlicher Gedanke war das nicht unbedingt. Er hatte in all den Jahren schon mehr hervorragende Piloten sterben sehen, als dass er noch mitgezählt hätte. Selbst sein Vater, der einstmals ebenfalls TIE-Pilot und immer sein großes Vorbild gewesen war, hatte einen seiner Kampfeinsätze schließlich nicht überlebt.

Er übertrug das Kommando über den Hangar und die stationäre Einsatzleitung auf Commander Brandei, tätschelte einschwörend die mit Solarpanelen überzogene Tragfläche seines Interceptors, aber bevor er sich in den Jäger setzen konnte, bemerkte er in dem riesigen Hangar jemanden auf sich zukommen.

„Was machst du hier, warum bist du nicht auf deiner Station?“, fragte er Commander Moonskater irritiert und ging ihm zwei Schritte entgegen.

Jaim Moonskater, der in der Flugüberwachung diente, setzte ein schiefes Lächeln auf. „Gleich. Wollte noch viel Glück wünschen. Guten Flug, Hals- und Beinbruch, oder was ihr Piloten so sagt. Komm heil zurück, Captain.“

„Werd mir Mühe geben. Ansonsten weißt du ja, wem du meinen Nachlass zu schicken hast.“ Es sollte ein Witz sein, aber Fargo merkte noch beim Sprechen, wie dumm es klang. Er räusperte sich und drehte den Kopf leicht zu seinem TIE. Moonskater nickte, die beiden Kameraden gaben sich die Hand und klopfen sich an die Schulter. Dann begab sich der Captain in seinen Jäger.

Als er in seinem Interceptor saß, gab er sich ganz der Ruhe der Routinehandlungen hin: Er schaltete die Lebenserhaltung seines Anzugs und die Sauerstoffversorgung ein, überprüfte ein letztes Mal alle Systeme, atmete tief durch und ließ alle Staffeln ihre Einsatzbereitschaft bestätigen. Sein Blick streifte auch einen Schalter über seinem Kopf, dessen Mechanismus er selbst – mit unautorisierter Eigenmächtigkeit – in diesen Jäger eingebaut hatte. Eines der kleinen Befugnisse, die man sich an der Schiffsleitung vorbei gestatten konnte, wenn man selber Befehlsgeber des Geschwaders war. Er meldete dem Flugstand und der Brücke der *Executor*

seinen Status, bekam Rückmeldung und spürte an einer kurzen Veränderung der Gravitation, dass die Flotte den Hyperraum wieder verlassen hatte. Er bekam das Startsignal, gab es weiter, die erste Angriffswelle hob vom Hangar ab und wurde ins schwarze All dem Feind entgegen gespuckt.

Die kleine versammelte Flotte der Rebellen-Allianz traf der Angriff tatsächlich völlig unvorbereitet. Es dauerte etwas, bis auch sie ihre X-, Y- und A-Wings bemannt hatten und zur Verteidigung ausschleusen konnten. Wertvolle Minuten, in denen die Imperialen bereits erste Schäden an den insgesamt sechs Mon Calamari-Kreuzern anrichten konnten. Die Kreuzer drehten sich, um eine möglichst gute Fluchtposition in den Hyperraum zu bekommen – sie würden dank des Interdictors aber nirgendwohin fliehen.

Die TIE-Fighter flogen einen vehementen Kurs, die X-Wings kämpften nicht weniger erbittert, hatten aber den Vorteil von Schutzschilden. Schnell hatten beide Seiten die ersten Verluste zu verzeichnen, die rasch anstiegen. Fargo und seine Staffel sollten den Kreuzer, auf dem sich offenbar das Rebellen-Oberkommando dieser Flotte befand, angreifen und kampfunfähig machen. Sie flogen an der runden metallenen Oberfläche des Großraumschiffes entlang und zielten auf dessen Turbolaser, die ihrerseits auf die Imperialen schossen, während die X-Wings um sie herumwuselten.

Der imperiale Captain verlor jedes Zeitgefühl und hatte bald keine Vorstellung mehr, wie lange er hier draußen wohl schon kämpfte. Er gab Befehle und hörte Befehle und Statusberichte anderer über seinen Kom-Sender im Helm, von Zeit zu Zeit überdeckt von den Schreien getroffener Kameraden.

Er flog gerade eine steile Wende, als er seinen Wingman verlor. Innerlich fluchte er, vollendete seine Wende und nahm seinerseits den X-Wing, der seinen Flügelmann auf dem Gewissen hatte, ins Visier. Er schoss eine Ladung Blasterschüsse auf ihn ab, denen der feindliche Jäger aber geschickt auswich. Der Rebellenpilot war verdammt gut. Eine Zeitlang verfolgten sie einander, bis der X-Wing schließlich elegant über die Seite des Mon Calamari-Kreuzers abdrehte und nicht mehr auftauchte.

Fargo konzentrierte sich wieder auf sein eigentliches Einsatzziel und ging wieder gegen den Kreuzer vor, der inzwischen deutliche Treffer zeigte und kurz vorm kompletten Ausfall der Schutzschilde stand. Mit halbem Ohr verfolgte er über den Helmfunk, dass es aber auch in den eigenen Reihen nicht ganz optimal lief. Die Rebellenjäger konzentrierten sich in ihrem Gegenangriff auf den Interdictor, der nun ebenfalls erste Schäden zeigte, wodurch das von ihm projizierte Gravitationsfeld ein wenig ins Flackern geriet.

Und dann passierte alles gleichzeitig. Er schoss auf den Kreuzer, realisierte dabei, dass der X-Wing von eben wieder direkt hinter ihm aufgetaucht war und auf ihn feuerte, als er auch schon getroffen wurde und die Kontrolle über seine Maschine verlor. Er trudelte in seinem TIE-Interceptor durchs All, schlug mit dem behelmteten Kopf hart an der Cockpitwand an, den X-Wing weiter hinter sich, hörte, während er seine Treffermeldung ins Mikrofon rief, wie der Interdictor den Ausfall seines künstlichen Gravitationsfeldes meldete, konnte aus einem Reflex heraus noch den kleinen Schalter über seinem Kopf betätigen – und verlor dann das Bewusstsein...

Kapitel 2: Böses Erwachen

Er war ohnmächtig, als sein TIE-Interceptor von einem Traktorstrahl erfasst und in den Hangar gezogen wurde. Er bekam weder mit, wie die Mon Calamari-Kreuzer und ihre Einmannjäger in den Hyperraum flüchteten, noch wie er aus der Maschine geborgen, auf die Medistation des Schiffes gebracht und, als es Stunden später wieder aus dem Hyperraum austrat, von dort auf eine getarnte Bodenstation gebracht wurde. Der Stationsleiter, ein General, nahm ihn verwundert, aber sicher nicht unglücklich über die manchmal seltsamen Zufälle in der Galaxis in Augenschein, traf eine Entscheidung und informierte mit einer gewissen Gehässigkeit einen anderen General auf der Station, der daraufhin seines Lebens nicht mehr froh wurde. Erst rund vierundzwanzig Stunden nach dem Abschuss kam Captain Fargo langsam wieder zu sich.

Als erstes bemerkte er die pochenden Kopfschmerzen. Dann öffnete er langsam die Augen und musste einen Moment lang gegen das grelle Kunstlicht ankämpfen. Er sah die weiße Decke, und als er den Kopf trotz der Schmerzen ein wenig drehte, sah er einen Medi-Droiden neben sich.

„Er ist wach“, hörte er den 2-1B mit mechanischer Stimme sagen. Gleich darauf trat ein Mann in sein Gesichtsfeld, der der weißen Kleidung nach zu urteilen unverkennbar ein Arzt war. Irgendetwas an diesem ihm unbekanntem Arzt war nicht richtig – aber Fargo, immer noch nicht ganz bei sich, kam nicht darauf, was es war.

Der Arzt leuchtete ihm in die Augen, die Helligkeit schmerzte, und sagte dann: „Sie sollten sich noch ein wenig erholen und etwas weiterschlafen.“

Der Captain wollte protestieren, fragen, wo er war und was passiert war, denn er konnte sich an nichts erinnern, aber sein Hals war ausgetrocknet, und er bekam keinen Ton heraus;

nicht einmal, als der Arzt eine Spritze aufzog und in seinem Arm versenkte. Direkt danach wurde es wieder dunkel.

Als er das nächste Mal erwachte, wiederum einige Stunden später, fühlte er sich nicht mehr ganz so schwach. Er machte blinzelnd die Augen auf und sah erneut gegen die weiße Decke der Medistation. Die Kopfschmerzen waren noch da, aber nicht mehr ganz so schlimm. Er spannte verschiedene Muskeln an, um zu prüfen, ob er verletzt war, und stellte fest, dass neben dem Kopf die linke Schulter, die Rippen und das rechte Knie schmerzten. Woher er diese Verletzungen hatte, konnte er sich allerdings nicht erklären.

Er wandte den Kopf nach rechts und runzelte die Stirn. An der Tür standen Wachen mit Blastergewehren in der Hand. Das an sich war für eine Medistation verwunderlich genug, aber diese Wachen trugen keine imperialen Uniformen. Er blickte wieder gegen die Decke. Ihm fiel der Arzt ein, an dem etwas nicht gestimmt hatte, und jetzt wusste er, was ihn gestört hatte – auch er hatte keinen Kittel nach imperialem Schnittmuster getragen. Das bedeutete...

Er ächzte leise, und die Raumschlacht, sein Abschuss kamen ihm wieder ins Gedächtnis zurück. Aus irgendeinem Grund hatte er den Abschuss überlebt; allerdings war er sich nicht sicher, ob er sich deswegen freuen konnte. Obwohl er lag, fühlte er sich schwindelig.

Die Wache an der Tür sprach gedämpft in ihr Komlink, dass der Gefangene wach sei. Kurz darauf betrat der Arzt, gefolgt von zwei weiteren Wachen, den Raum.

„Wie fühlen Sie sich?“, fragte er seinen Patienten, der sich nicht die Mühe machte, darauf zu antworten, sondern einfach weiter an die Decke starrte. Was für eine blöde Frage.

Der Arzt blickte auf ihn herab, leuchtete ihm noch einmal in die Augen und sagte dann: „Sie haben eine Gehirnerschütterung, eine angebrochene linke Schulter, ein paar angeknackste Rippen und ein geprelltes rechtes Knie. Nichts Bedrohliches. Wir haben Ihre Verletzungen nun fast zwei Tage lang versorgt, und Sie sollten jetzt so weit wiederhergestellt sein, dass ich Sie von der Medistation entlassen kann. Stehen Sie bitte auf.“

Wiederhergestellt fühlte sich Fargo durchaus nicht, zumal er sich nicht einmal erinnern konnte, wie er sich diese Verletzungen überhaupt zugezogen hatte. Er erhob sich langsam, wogegen besonders sein Kopf protestierte. Als er aufrecht saß, überkam ihn erneut ein Schwindelgefühl, aber die beiden Wachen ließen ihm keine Pause und zogen ihn von der Liege. Er fing sein Gewicht mit dem gesunden linken Bein ab und stellte sich vor, wie ein Nahkampfexperte in seiner Situation in Null Komma nichts die vier Wachen samt Arzt ausschalten und sich dann den Weg durch die feindlichen Linien freischießen würde. Allerdings war

er nur Experte für Kämpfe, bei denen zwischen ihm und dem Ziel wenigstens ein paar hundert Meter Weltraum lagen, weswegen er diese Gedanken auch getrost wieder beiseite schob.

Die Wachen stießen ihn einen Schritt vor, banden ihm die Hände auf den Rücken, wogegen er sich angemessen – aber natürlich vergeblich – wehrte, und zogen dann ein Tuch hervor, mit dem sie ihm die Augen verbanden. So präpariert zogen sie ihn am Arm weiter, von der Krankenstation und durch lange Korridore.

Der Captain merkte schnell, dass die Augenbinde vermutlich nicht nur der Einschüchterung, sondern auch der Irreführung dienen sollte, damit er sich keine Vorstellungen über die Station, das Schiff oder wo auch immer er sich befand und seine Größe machen konnte. Sie schienen ihn ewig durch die Gänge zu leiten, und er konnte nur raten, ob sie ihn mehrmals im Kreis herumführten oder ob die Anlage tatsächlich so weitläufig war. Hatte sein Bein schon am Anfang des Marsches starke Schmerzen bereitet, drohte es nun allmählich seinen Dienst zu versagen, es pochte und fühlte sich unter dem Piloten-Overall stark geschwollen an. Aber er biss grimmig die Zähne zusammen, um seinen Bewachern keine Genugtuung zu gönnen.

Schließlich stoppten sie mit ihm, und er bemerkte, wie vor ihm eine schwere Tür nach oben fuhr. Dann nahmen sie ihm die Handschellen und die Augenbinde wieder ab, und noch bevor Fargo sich umsehen konnte, wo er sich nun befand, gaben sie ihm einen letzten Stoß in eine dunkle Gefängniszelle hinein. Allerdings hatte dieser Zelleneingang eine Türschwelle, so dass er stolperte, das Gleichgewicht verlor und auf seine Knie fiel, während sich die massive Tür hinter ihm wieder schloss.

Das Gesicht zu einem stummen Schrei verzerrt, kniete er einen Moment von Schmerz gelähmt auf dem Boden, bevor er sich abrollen und sein rechtes Bein entlasten konnte. Ächzend betastete er vorsichtig das Knie, während er wartete, dass die Sternchen vor seinen Augen wieder abnahmen. Er gab einen inbrünstigen Fluch von sich, der sich sowohl auf seine Schmerzen als auch auf die Gesamtsituation bezog. So verharrte er eine Zeitlang regungslos auf dem Boden und sah sich in der kleinen Zelle um. Das einzige, was es dabei allerdings zu entdecken gab, war eine Pritsche an der der Tür gegenüberliegenden Seite, zu der er schließlich hinüber humpelte, sich darauf setzte, das Bein hochlegte und zu überlegen anfang, was jetzt mit ihm passieren würde und was er tun könnte.

Er rekonstruierte das Raumgefecht vor Mon Calamari so weit seine Erinnerung es zuließ, aber Antworten darauf, wie er verletzt worden und hierher gekommen war oder wieso er überhaupt noch lebte, fand er dabei nicht. Da es ein Überraschungsangriff gewesen war, konnten die Rebellen schwerlich geplant haben, ausgerechnet ihn gezielt gefangen zu nehmen.

Also war es Zufall gewesen, vielleicht hatten sie auf dem Ortungsradar den Staffelführer ermittelt und danach gehandelt, und nun konnten sie sich glücklich schätzen, tatsächlich einen so hochrangigen Offizier abgefangen zu haben.

Blieb also die Frage, was sie von ihm wollten. Ganz offensichtlich jedenfalls nicht seinen Tod, zumindest im Moment noch nicht. Vermutlich ging es ihnen erst einmal um Informationen irgendeiner Art, die sie von ihm allerdings nicht bekommen würden. Freiwillig würde er sicher nicht reden, und er fragte sich, welche Methoden sie einsetzen würden, damit er doch sprach. Da die Rebellion nach eigenen Angaben für so genannte Geburtsrechte eintrat, war es nicht sehr wahrscheinlich, dass sie ihn foltern würden. Er hatte auf der Akademie ein hartes Training durchlaufen, das auch den Fall einer Gefangennahme behandelt hatte, und dadurch gestärkt konnte er sich nicht recht vorstellen, dass er einem einfachen psychischen Druck nachgeben würde. Insgesamt beurteilte er seine Lage daher als schwierig, aber durchaus noch nicht als hoffnungslos.

Das größte Problem bestand aber darin, wie er wieder freikommen sollte. Vielleicht wäre ein Gefangenenaustausch möglich, wirklich wahrscheinlich war das aber wohl nicht. Er fragte sich, ob seine Kameraden überhaupt mitbekommen hatten, dass er überlebt hatte. Aber selbst wenn, hatten sie vermutlich keine Ahnung, wo er sich jetzt befand, nachdem der Rebellenflotte offenbar die Flucht in den Hyperraum gelungen war. Und auch sonst war es nicht gerade selbstverständlich, dass das Imperium nach seinen Verschollenen aktiv suchte; er war also erst einmal auf sich selbst gestellt.

Er tastete die Taschen seines Overalls ab, aber sie waren leer. Sie hatten ihm also nicht nur Helm, Brust- und Rückenpanzer, Gürtel und Handschuhe abgenommen, sondern auch Codezylinder, Komlink, ID-Card und auch das kleine Foto von seiner Frau und ihren beiden Kindern, das er immer bei sich trug. Sein Mut sank ein wenig, als er sich ausmalte, was man Jennifer wohl mitgeteilt hatte und dass sie sich vielleicht jetzt schon als Witwe fühlte.

Er schüttelte den Kopf und schob diesen Gedanken als wenig hilfreich beiseite und versuchte, stattdessen an etwas Positiveres zu denken. Aber da er gegenwärtig keine Möglichkeit sah, eine Flucht zu planen und die Situation allgemein kaum einschätzen konnte, hatte er nur wenig, woran er sich aufmuntern konnte. Also hielt er sich daran fest, dass er unbedingt wieder freikommen musste, weil sich sonst seine Kinder – Ellie war erst fünf, Scott knapp zwei Jahre jünger – später nicht einmal mehr an ihren Vater würden erinnern können.

Sein Knie pochte immer noch, und der Kopf dröhnte, als sich wenige Stunden später mit einem Mal die Zellenbeleuchtung erhellte und die Tür sich öffnete. Geblendet hob der Captain

den Arm, um seine Augen abzuschirmen, und sah, wie zwei Wachen, die Blastermündungen ihrer E-11-Gewehre auf ihn richtend, gefolgt von einem Arzt – einem anderen als dem auf der Medistation – die Gefängniszelle betraten.

Der Arzt blickte einen Moment lang abschätzend zu ihm herüber. „Ich habe Anweisung erhalten, Sie weiter zu behandeln.“ Er hielt eine Injektionsnadel hoch. „Ich habe hier eine Spritze, die ich Ihnen verabreichen werde. Sie können mich jetzt entweder meine Arbeit machen lassen oder es darauf anlegen, dass die Wachen Gewalt anwenden. Aber ich glaube doch nicht, dass das notwendig sein wird?!“ Der Arzt sah den Imperialen erwartungsvoll mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Fargo wog kurz seine Chancen ab. „Nein“, bestätigte er dann ruhig – was sollte er sonst sagen, wenn er keinen Gewehrkolben ins Gesicht bekommen wollte.

Mit der Aufforderung, seinen Ärmel aufzukrempeln, trat der Arzt an ihn heran. Widerwillig befolgte Fargo das und fragte misstrauisch: „Was ist das für eine Spritze?“

Der Arzt lächelte hintergründig. „Das werden Sie gleich merken“, sagte er schlicht, als er die Injektion setzte.

Tatsächlich setzte die Wirkung ziemlich prompt ein. Als erstes verklangen die Schmerzen, und eine gewisse Entspantheit machte sich in ihm breit. Gleichzeitig stieg eine behagliche Wärme in ihm auf, und während das schwere Türschott hinter seinem Besuch wieder herunterfuhr und sich verriegelte, lehnte sich der Captain auf seiner Pritsche zurück und schloss die Augen. Das alles war durchaus angenehm, und ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht. Allerdings merkte er auch, wie sein Kopf schwerer und seine Gedanken immer träger wurden und dass ein breites Grinsen durchaus keine übliche Reaktion auf ein einfaches Schmerzmittel war. Er legte sich hin und versuchte, gegen die zunehmende Verwirrung anzukämpfen, konnte schließlich aber nichts anderes tun, als sich dem Rausch hinzugeben.

Kapitel 3: Wiedersehen mit Folgen

Er kam erst wieder zu Bewusstsein, als sich die Tür zu seiner Zelle erneut, Stunden später, öffnete und zwei Wachen ihn zum Aufstehen aufforderten. Sie trugen hellblaue Hemden mit schwarzen Westen darüber und längliche Helme auf dem Kopf. Blinzeln und kopfschütteln versuchte er, seinen Dämmerzustand abzulegen. Als ihm das einigermaßen gelungen war, setzte er sich auf. Als er schließlich stand, wurden ihm wieder die Hände gefesselt und die Augen verbunden. Diesmal wirkte die Einschüchterung dieser Maßnahmen schon deutlich besser.

Nach einem längeren Marsch durch die Gänge gelangten sie an ihr Ziel. Handschellen und Augenbinde wurden ihm wieder abgenommen, und er sah sich, immer noch leicht benommen, um. Er stand in einer Art Büro. Einige Schritte vor ihm befand sich ein Schreibtisch, dahinter ein umgedrehter Formsessel mit hoher Rückenlehne, in dem anscheinend auch jemand saß.

Einen Augenblick lang passierte nichts. „Lasst uns allein“, sagte der Mann in dem Sessel dann, und die Wachen verließen den Raum. Irgendetwas an dieser Stimme ließ Fargo stutzig werden, sie erinnerte ihn an etwas – oder jemanden –, aber er wusste nicht an wen. Aber das konnte eigentlich nicht sein, er kannte schließlich keine Rebellen.

„Setz dich“, forderte ihn der Mann auf, und wieder meinte Fargo, etwas Vertrautes in dem Tonfall zu erkennen. Aber er blieb stumm und kam der Aufforderung nicht nach. Er hatte nicht vor zu kooperieren.

„Setz dich!“, sagte der Mann erneut, diesmal klang es nachdrücklicher, aber auch angespannt. Fargo runzelte die Stirn, rührte sich aber nicht. Stattdessen sammelte er all sein imperiales Selbstvertrauen und ein wenig standesgemäße Arroganz, um sich für eine Auseinandersetzung mit diesem Rebellen zu wappnen.

Der Mann wartete noch einen Moment, dann ließ er ein Geräusch hören, das ein Seufzen oder tiefes Durchatmen hätte sein können. Dann schwang er sich in seinem Formsessel herum.

Als Captain Fargo das Gesicht wiedererkannte, entgleisten ihm für einen Moment seine Gesichtszüge. Der Mann, der ihm da gegenüber saß, trug die Kleidung und die Abzeichen eines Rebellen-Generals, und er sah aus wie... Aber das war schließlich völlig unmöglich und allein der Gedanke schon reichlich unsinnig. Sein Vater Steve Fargo war bei einem Kampfeinsatz als imperialer Jagdpilot ums Leben gekommen – und das schon vor über zwanzig Jahren.

Also schüttelte er verkniffen den Kopf. „Was soll das?“, fragte er scharf.

Der Mann sah ihn an, er schien sich Mühe zu geben, gelassen zu sein, wirkte stattdessen aber unruhig und nicht sehr glücklich. „Das ist leider kein Trick, Frank“, sagte er.

Der Imperiale trat, langsam, leicht humpelnd, näher und versuchte spöttisch aufzulachen, was ihm aber nur halbwegs gelang. Er kam sich vor wie in einem sehr schlechten Hologramm. Er setzte sich nun doch dem anderen gegenüber an den Schreibtisch und blickte mit zusammengezogenen Augenbrauen in das Gesicht, das dem Gesicht desjenigen Menschen glich, dessen Tod ihm, damals vor zweiundzwanzig Jahren, in seinem Leben den größten Verlust bereitet hatte und dem er bis heute von Zeit zu Zeit nachtrauerte. Allerdings war es nicht genau das gleiche Gesicht, sondern ebenfalls geschätzte zweiundzwanzig Jahre älter – mit einigen Fältchen um die Augen und ergrauten Schläfen neben dem dunkelbraunen Haar. Feindseligkeit

stieg glühend in ihm auf. Wie konnten diese miesen kleinen Rebellen denken, dass er auf so einen schlechten und geschmacklosen Trick hereinfliegen würde...

„Ich weiß, was du denkst“, sagte sein Gegenüber langsam. „Dass das unmöglich ist, und du überlegst gerade, was es für eine rationale Erklärung dafür geben kann.“ Ihm schien das nicht leicht zu fallen.

Aber er hatte Fargos Gedanken ziemlich gut erraten. „Ein Klon...“, zischte der.

Der Ältere schüttelte den Kopf. „Nein, kein Klon. Das würde auch keinen Sinn machen. Woher sollte die Zellprobe stammen? Und wie sollte ein Klon innerhalb der wenigen Tage, die du hier bist, so schnell wachsen? Ganz zu schweigen von meinen Erinnerungen. An Kul-lusia. An deine Kindheit...“ Die beiden sahen sich in die Augen, und obwohl dem Imperialen der Blick fast schon körperliche Schmerzen bereitete, hielt er ihm stand – dem anderen schien es nicht viel besser zu gehen.

„Dann habt ihr irgendetwas mit mir gemacht“, presste der Captain sehr leise und hasserfüllt hervor und ärgerte sich gleichzeitig, dass er sich überhaupt auf die Diskussion einließ.

„Was denn gemacht? Halluzinogene? Dich im Schlaf reden lassen? Deine Erinnerungen extrahiert? Nicht einmal das Imperium hat so eine Technik. Außerdem wäre das die Umstände wohl kaum wert...“

Der letzte Punkt traf ziemlich ins Schwarze. Was konnte er haben oder wissen, das so einen Aufwand – durch eine Klonung oder wodurch auch immer – rechtfertigen würde? Es war Zufall gewesen, dass sie ausgerechnet ihn gefangen genommen hatten, wie konnten sie da so schnell mit so einem ausgeklügelten Programm auffahren? Solche Umstände würde vermutlich nicht einmal das ISB für hochrangige Gefangene auf sich nehmen. Informationen ließen sich durch sehr viel einfachere Methoden aus einem Gefangenen herauskitzeln. Aber das machte alles keinen Sinn...

Er blickte auf den Boden und wünschte sich, er hätte mehr Zeit zum Nachdenken. Dann schaute er wieder auf, sah wieder in die blaugrünen Augen, die die gleichen waren wie die, die ihm in jedem Spiegel entgegensahen – und schluckte. Er starrte einen langen Moment auf das rechte Augenlid seines Gegenübers. Er hatte das völlig vergessen... Sein Vater hatte dort eine kleine Narbe gehabt, so winzig, dass man sie übersehen würde, wenn man nicht genau wusste, wonach man suchte. Er hatte sich die Verletzung bei einem Fliegereinsatz geholt, eine Woche lang eine Augenklappe getragen und Frank, damals noch keine acht Jahre alt, die Ereignisse als eine seiner üblichen Heldengeschichten verpackt vorgetragen. Jetzt starrte er in das Auge dieses Rebellen, dessen Kriegsgefangener er war, und da war dieselbe Narbe. Ein

seltsames Gefühl überkam ihn, er wandte den Blick wieder zu Boden, hob ihn wieder, schüttelte langsam den Kopf, sah diesen Mann fassungslos an...

„Es ist wirklich die Wahrheit...“, sagte er entgeistert, und es war keine Frage.

Steve Fargo wusste nicht, wieso der andere ihm so plötzlich glaubte; aber er nickte, und er fühlte sich schlecht.

Der Captain erhob sich, drehte sich um und ging ein paar Schritte von dem Tisch weg, während sein Weltbild langsam über ihm hereinbrach. Fragen schossen ihm durch den Kopf; wie Steve hier sein konnte, wieso er nicht tot war, warum er sie damals allein gelassen und sich niemals, in all den Jahren, gemeldet hatte. Aber das war hier nicht der richtige Ort und die richtige Gelegenheit für solche Gespräche. Er rieb sich die Stirn und riss sich zusammen. Er drehte sich wieder um, verschränkte die Arme und nahm Haltung an.

„Was habt ihr jetzt mit mir vor?“, fragte er, und seine Stimme klang fest.

„Wir brauchen Informationen“, antwortete General Fargo.

„Und warum sollte ich sie euch geben?“

„Es liegt nicht an mir zu entscheiden, was mit dir im Einzelnen geschieht. Leider...“ Er blinzelte. „Aber wenn du uns unterstützt, wird das deine Situation sicher verbessern.“

Der Captain wollte gar nicht erst wissen, was sich dann für ihn *verbessern* würde. Er würde nicht zum Verräter werden.

„Vielleicht bedeutet es umgekehrt auch nur, dass sich die Bedingungen dann nicht verschlechtern.“ Steve macht eine Pause und räusperte sich. Er wirkte etwas verlegen. „Meine Vorgesetzten sind der Meinung, dass du wahrscheinlich eher mir einige Auskünfte gibst als jemand anderem.“ Er sah nicht unbedingt aus, als würde er diese optimistische Einschätzung teilen. „Die Bewaffnung an den TIE-Interceptor wurde von Sienar geändert. Wir wissen wie der Typ aussah, der damals in Funktion gesetzt wurde, aber von weiteren Neuerungen wussten wir nicht viel. Deswegen haben wir die Gelegenheit genutzt und deinen TIE bei der Schlacht abgefangen. Aber da du offenbar Befehlshaber der TIE-Staffeln der *Executor* bist“, diese Feststellung schien ihm unangenehm zu sein, „bietet sich die Möglichkeit, an viel weiterführende Informationen zu gelangen. Eine dringliche Sache wäre zum Beispiel, dass unser Geheimdienst erfahren hat, dass die Imperiale Flotte etwas Neues baut. Es handelt sich offenbar um die Weiterentwicklung eines bereits bekannten Schiffes – leider wissen wir aber nicht, welches Schiffes. Auch ob es von Kuat oder Sienar entwickelt wird, wissen wir nicht. Aber vielleicht kannst du uns weiterhelfen...“

Äußerlich unbewegt blickte der imperiale Captain auf sein Gegenüber. Er hatte nicht die geringste Ahnung, von was für einer Schiffsentwicklung er sprach, ließ sich das aber nicht

anmerken, sondern stand einfach nur da. *Es ist seltsam*, ging es ihm durch den Kopf. Als Jugendlicher hatte er sich oft gewünscht, er könnte wenigstens noch einmal kurz mit seinem Vater reden, sich zumindest von ihm verabschieden. Nun war dieser Wunsch völlig unverhofft in Erfüllung gegangen, Steve saß kaum drei Meter von ihm entfernt – und alles, worüber er reden wollte, waren imperiale Schiffsentwicklungen.

Der General schien diesen Gedanken zu erraten, vielleicht fühlte er auch dasselbe. „Ich muss dich das fragen“, sagte er entschuldigend. „Mein Vorgesetzter verlangt es. Und glaube mir, dass es für dich besser ist, wenn *ich* dir diese Fragen stelle als wenn *er* es auf seine Art tut...“

„Ich werde weder dir noch deinem Vorgesetzten oder sonst jemandem von deinen Leuten irgendetwas sagen.“

Steve wirkte beklommen – aber was erwartete er denn? Der General atmete tief aus, eine Sorgenfalte auf seiner Stirn wurde breiter. „Du solltest darüber ernsthaft nachdenken. Ich weiß, dass es sicher andere Fragen gibt, die uns beide viel mehr interessieren, und wir können auch darüber sprechen. Aber damit ich dir hier helfen kann, musst du mir etwas entgegen kommen.“

„Ich werde die Rebellion nicht unterstützen. Da gibt es nichts nachzudenken.“

Der General seufzte und blickte auf seine gefalteten Hände. „Das alles tut mir leid. So war das nicht geplant...“, setzte er an und brach dann ab. Er schüttelte betroffen den Kopf. „Warum bist du zum Imperium gegangen?“

Der Imperiale verstand den Sinn dieser Frage nicht. Er blickte an seinem schwarzen Overall herab und versucht es mit Sarkasmus. „Vielleicht, weil mir Orange nicht steht?“ Humorlos sah er Steve an, der aufblickte und ebenfalls nicht lächelte.

„Ich dachte, wir hätten dich zu einem frei denkenden, kritischen jungen Mann erzogen. Mitfühlend...“, sinnierte Steve.

„Vielleicht bin ich das ja auch geworden“, antwortete Frank schlicht, und Steve wiegte schwermütig den Kopf.

Eine unangenehme Pause entstand. Dann holte Steve tief Luft. „Bitte denk darüber nach. Ich will nicht, dass dir etwas passiert. Die Allianz kann dafür sorgen, dass du volle Amnestie erhältst. Du kannst uns unterstützen und helfen, der Galaxis Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit zurückzuschicken und diesen unsinnigen Krieg mit all seinen Opfern endlich zu beenden. Du brauchst uns nur einige Informationen zu geben...“

Frank verzog angesichts dieses plumpen Angebots ungläubig – und abgestoßen – das Gesicht. Er sparte sich eine weitere Antwort, und kurz darauf rief Steve die Wachen und ließ ihn zurück auf seine Zelle bringen.

An den Weg zu seiner Gefängniszelle konnte sich Fargo rückblickend nicht mehr erinnern. Dazu war er zu sehr in Gedanken versunken gewesen, um diese Wendung irgendwie rational einzuordnen. Zurück in der Zelle stellte er fest, dass man ihm eine kleine Nahrungsration auf die Pritsche gestellt hatte, einen hellen Brei, der einen leicht säuerlichen und nicht allzu appetitlichen Geruch verströmte. Er konnte sich nicht recht daran erinnern, wann er das letzte Mal etwas gegessen hatte, deswegen vermutete er, dass er Hunger haben müsste. Allerdings verspürte er keinen, ebenso wie er nicht den geringsten Appetit aufbringen konnte. Also schob er die Ration erst einmal beiseite, wer wusste schließlich auch, ob sie ihm nicht irgendwelche Mittel unter das Essen gemischt hatten, die ihn jetzt am Nachdenken hindern würden.

Zuerst versuchte er Hinweise dafür zu finden, dass alles doch nur ein Trick war und sie ihn hereinlegen wollten. Aber es gelang ihm nicht recht. Dann suchte er nach einer logischen Erklärung, warum Steve hier sein konnte, aber auch das blieb weitestgehend erfolglos, denn das alles hier passte so gar nicht zu dem Bild, das er immer von seinem Vater gehabt hatte. Er versuchte, sich an Anhaltspunkte zu erinnern, die vor dessen vermeintlichen Tod auf sein Verschwinden hätten hinweisen können, aber entweder hatte es keine gegeben oder er hatte sie vergessen, vielleicht auch, weil er sie damals nicht als solche hatte erkennen können.

Daraufhin erging er sich etwas in Erinnerungen und Selbstmitleid. Frank war auf dem kleinen Planeten Kullusia in den Kolonien aufgewachsen, unter der Obhut seines Großvaters Deelian, während Steve, Commander Steve Fargo in seiner imperialen Uniform, ihn jeden Abend über das HoloNet angerufen und ihm Geschichten über seinen Kampf gegen alles Böse in der Galaxis erzählt hatte. Er war immer sein Vorbild gewesen. Jetzt war er nur noch ein Verräter.

Er seufzte und betrachtete den Brei, was diesen allerdings auch nicht appetitanregender werden ließ. Er überlegte, ob diese Entwicklung der Dinge für ihn nun positiv wäre oder eher nicht. Wenn er es geschickt anstellte, konnte er Steve vielleicht dazu bringen, ihm doch zu helfen, auch ohne Einverständnis von dessen Vorgesetzten. Schließlich schuldete Steve ihm wohl etwas... Es würde allerdings nicht einfach sein, so jemanden um Hilfe zu bitten. Allein der Anblick dieser beigen Generalsuniform machte ihn aggressiv.

Schließlich überwand er sich und machte sich über die Nahrungsration her. Sie war widerlich geschmacksneutral, wie das Zeug aus einem Überlebenskit. Vielleicht stammte es da ja auch her, dann hätte er wenigstens die Gewissheit, mit allen lebensnotwendigen Stoffen für

die nächsten achtundvierzig Stunden versorgt zu sein. *Immerhin*, dachte er und verzog das Gesicht. Irgendwelche anderen Stoffe schienen sie ihm entgegen seiner Befürchtung jedenfalls nicht darunter gemischt zu haben.

Stattdessen suchte ihn aber einige Zeit später der Gefängnisarzt auf, um ihm erneut eine Spitze zu verabreichen. Diesmal wehrte sich der Captain dagegen, was ihm allerdings nur einbrachte, dass er von den beiden Wachen festgehalten wurde und einer der Bewacher ihm den Gewehrkolben hart gegen den Brustkorb stieß. Die kurze Zeit, die Fargo daraufhin brauchte, um reflexartig alle Luft aus den Lungen zu stoßen und danach wieder tief einzuatmen, nutzte der Arzt, um seine Spritze in den Arm zu setzen und die Injektion hineinzudrücken.

Dann ließen sie ihn wieder allein, während sich die berauschende Wirkung des Mittels in ihm ausbreitete und ihn in einen Dämmerzustand versinken ließ.

Kapitel 4: Grundsatzdiskussionen

Irgendwann wachte er wieder auf, und irgendwann später holten die Wachen ihn wieder ab und brachten ihn erneut in das kleine Büro, wo Steve ihn erwartete.

„Setz dich bitte, wir müssen reden“, sagte Steve, als die Wachen sie allein gelassen hatten. Er redete Kullusianisch, eine Sprache, die in der Galaxis nur wenige Millionen Menschen sprachen, fließend, absolut akzentfrei, wie es nur Muttersprachler konnten, dafür mit einem feinen nord-kullusianischen Dialekt, das war schon an diesem kurzen Satz deutlich zu hören. Kurzum – er redete genauso, wie Frank das von seinem Vater gekannt hatte.

Der Captain kam der Aufforderung diesmal ohne Umschweife nach und setzte sich Steve gegenüber an den Schreibtisch. Eine Zeitlang sahen die beiden Männer sich nur an, und eine nervöse Spannung lag in der Luft.

„Sag mir, warum du zum Imperium gegangen bist“, sagte Steve schließlich.

Der Captain schnaufte und schüttelte leicht den Kopf. Das entsprach nicht ganz dem, wie er sich den Konversationsbeginn erhofft hatte. „Die interessantere Frage wäre eigentlich, warum du nicht mehr dort bist“, konterte er.

Der Rebell räusperte sich. „Ja... Danach. Du musst mir vorher ein paar Dinge erklären. Ich will das verstehen. Also sag mir bitte, warum du dem Imperium beigetreten bist.“

Captain Fargo zuckte die Schultern und musste einen Moment überlegen, wie er ernsthaft darauf antworten sollte. „Es gibt gewisse Werte“, sagte er dann. „Disziplin, Loyalität, *Treue*, *Ehrlichkeit*...“

Der Seitenhieb entging Steve nicht, aber er sah Frank nur weiter stumm und erwartungsvoll an.

„Werte, die für Ordnung sorgen. Gesetze, ohne die ein friedliches Zusammenleben nicht möglich ist. Es reicht nicht, wenn alle nur in Frieden leben wollen, aber niemand etwas dafür tun will. Es ist nötig, dass jemand dafür sorgt, dass die Gesetze eingehalten werden, damit nicht alles im Chaos versinkt. Das mag mitunter eine undankbare Aufgabe sein, die eine gewisse Härte beim Durchgreifen erfordert, aber sie ist notwendig. Um einer Mehrheit in der Galaxis ein angenehmes Leben zu ermöglichen, muss der Einzelne oder eine Minderheit seine Interessen eben manchmal zurückstecken. Und denjenigen, der das durchsetzt, mag das unbeliebt und unbarmherzig erscheinen lassen – nichtsdestotrotz ist es fraglos eine wichtige Aufgabe.“

Steve verzog ein wenig das Gesicht. „Das hört sich an wie aus einem imperialen Propagandavid“, sagte er.

„Nein“, konterte Frank ruhig. „Strenggenommen entspricht das nur dem, was du und Deelian mir mal beigebracht habt.“

„Ich habe dir bestimmt nicht beigebracht, dass es für dich erstrebenswert ist, zum Imperium zu gehen“, antwortete Steve streng.

Verständnislos schüttelte Frank den Kopf. „Du warst mein ganzes Leben lang beim Militär, es war dein Gedankengut, dass es Ideale gibt, für die es sich zu kämpfen, und zu sterben, lohnt. Die letzten Jahre warst du beim Imperium, du warst Zweiter Offizier auf einem *Victory*-Schiff, oder etwa nicht? Du hast dich nie über das Imperium beklagt, nur weiter über deine Ideale geredet. Und am Ende bist du im Einsatz für das Imperium gefallen. Wie sollte ich auf die Idee kommen, dass du gegen das Imperium warst?“

Es dauerte einen Moment, bis die Bedeutung dessen, was Frank ihm sagte, vollständig zu ihm durchdrang. „Sie haben euch erzählt, dass ich im Einsatz gestorben sei? Das wusste ich nicht...“ Steve blinzelte. „Aber ich hätte es mir wohl denken können...“, gestand er leise. Dann fuhr er lauter fort, „Die Ideale, für die ich mich einsetzte und von denen ich dir erzählt habe, und diejenigen, für die das Imperium kämpft, unterschieden sich schon sehr früh sehr deutlich voneinander. Aber wie hätte ich dir das über das HoloNet erklären sollen, wo ich immer fürchten musste, abgehört zu werden? Und du warst noch so jung...“

Franks Gesicht war verkniffen, aber er antwortete nicht.

„Das Imperium sorgt nicht für Ordnung“, meinte Steve weiter. „Palpatine hat die Galaxis ins Chaos gestürzt, nur um dann seinen persönlichen Nutzen daraus zu ziehen, indem er sich als großer *Befreier* darstellt, ohne Rücksicht auf Verluste. Er hat einen Bürgerkrieg

angezettelt, der bis heute Millionen das Leben kostet, er hat uns alle korrumpiert. Er hat überhaupt kein Interesse daran, für dauerhaften Frieden und Zufriedenheit zu sorgen – das würde nur seine eigene Machtposition schwächen.“ Er strich sich über das Gesicht. „Ich war dabei. Ich habe miterlebt, wie die Republik zugrunde ging. Das Imperium ist nichts anderes als eine Militärdiktatur, die ihre Bürger entmündigt hat. Die alle in Angst leben lässt. Voller Willkür, Sklaverei, Zerstörung; ohne jedes Maß, *Disziplin* oder *Loyalität* zu irgendwem außer Palpatine.“

Frank verschränkte die Arme. „Wofür hältst du mich eigentlich?“, fragte er herausfordernd. Mit Verwirrung reagierte Steve auf diese Frage.

„Deine Parolen klingen auch nicht anders als diejenigen aus *euren* Propagandafilmen.“ Franks Stimme war hart. Korruption und Sklaverei hatte es schließlich auch schon in der Republik gegeben – nur hatte man diese Probleme dort viel zu lange totgeschwiegen, bis das System allzu marode geworden und in sich zusammengebrochen war. Als ob das weniger willkürlich und zerstörerisch gewesen wäre. „Denkst du, ich kenne eure Ansichten dazu nicht? Ich bin nicht dumm und auch kein stupider Mitläufer. Ich bin nicht zum Imperium gerannt, weil mein Vater mir als Kind irgendetwas vorgeschwärmt hat. Ich habe mir durchaus meine eigenen Gedanken dazu gemacht und bin zu dem Entschluss gekommen, dass das Imperium diejenigen Vorstellungen vertritt, die ich für richtig halte, und eine sehr viel bessere Staatsform darstellt als zum Beispiel eine Republik, die in ihrer Bürokratie völlig festgefahren, entscheidungs- und handlungsunfähig ist, weil sich zu viele demokratische Stimmen durchsetzen wollen und schließlich etwas erreichen, mit dem niemand zufrieden sein kann.“

Aus Steves Gesicht sprach Entsetzen. „Aber das Imperium missbraucht seine Macht, unschuldige und harmlose Menschen sterben, nur weil sie eine andere *Meinung* besitzen. Wehrlose Zivilisten werden umgebracht. Bei allen Propheten, ganze Planeten werden willkürlich und völlig grundlos brutalst verwüstet oder vollständig ausgelöscht wie Alderaan. Wie kann man da nur zu der Überzeugung gelangen, dass das eine erstrebenswerte Staatsform ist? Ein Regime, das seine eigenen Bürger systematisch verfolgt und zugrunde richtet?“

„Ich habe nie einen Zivilisten getötet“, sagte Frank schlicht, und das entsprach der Wahrheit. Er wusste nicht, wie viele Wesen durch sein Wirken im Laufe der Jahre gestorben waren. Als Pilot hatte er zumindest zwölf offiziell bestätigte Abschüsse gesammelt, was nicht übermäßig viel war. Aber wenn man alle Raumschiffe und deren Besatzungen zählen wollte, bei deren Ausschaltung er geholfen hatte, wurde die Anzahl schnell sehr unübersichtlich. Er machte sich nichts daraus. Das alles waren Feinde gewesen, uniformierte Gegner, sie hatten

gewusst, worauf sie sich einließen, wenn sie sich mit dem Imperium anlegten, und er bedauerte keinen einzigen.

Steve schüttelte ungläubig den Kopf. „Aber du unterstützt es. Du bist auf der *Executor*. Ich könnte dir ohne groß nachzudenken ein Dutzend Angriffe der Flotte auf nicht-militärische Ziele nennen.“

„Nicht alle *nicht-militärischen* Zielen stellen schließlich automatisch zivile Ziele dar“, antwortete Frank gelassen. „Es gibt genug Teile der Rebellion, die paramilitärisch organisiert sind, Guerilla- und Terrorzellen, die keine Uniformen tragen, aber trotzdem sicherlich nicht *zivile* Organisationen sind.“

Immer noch kopfschüttelnd sagte Steve: „Was ist mit Alderaan?“

Frank zögerte. „Was mit Alderaan geschah, ist sehr bedauerlich. Aber da es keinen Todesstern mehr gibt, wird es sich nicht wiederholen.“ Tatsächlich hatte die Zerstörung von Alderaan damals auch seinen Glauben an das System zumindest kurzfristig erschüttert, und er würde diesen Punkt nicht weiter verteidigen.

„*Bedauerlich?*“ Steves Blick verriet, dass er den anderen für reichlich blauäugig hielt. „Frank, es braucht keinen Todesstern, um einen Planeten völlig zu verwüsten. Es passiert fast jeden Tag – warum heißen die Schiffe denn Sternzerstörer?“

„Du übertreibst, so etwas geschieht nicht *fast jeden Tag*. Und wenn, sind es keine Gewaltaktionen um ihrer selbst willen, sondern begründete und präzise Vorgänge gegen Aufrührer oder andere subversive Elemente. Nur weil ein Sternzerstörer nachweislich einen Planeten vollständig verwüsten könnte, bedeutet das nicht, dass das ständig praktiziert wird.“

Fassungslos strich sich Steve eine leicht ergraute Strähne von der Schläfe. „Aber es *wird* praktiziert“, stellte er resigniert fest.

Einen Moment lang schwiegen beide. Dann sagte der Captain: „Es gibt keinen perfekten Staat. Aber nur weil man erkennt, dass das so ist, bedeutet das nicht, dass man den gesamten Staat abschaffen muss. Stattdessen ist es sinnvoller, das System zu verstehen und zu versuchen, es von innen heraus zu verbessern.“

Steve sah Frank voller Skepsis an. „Zum Beispiel?“

„Ich bin Captain auf der *Executor*“, erklärte er, nicht ohne Stolz, „und wenn die Flotte einen Einsatz fliegt, ist es meine Aufgabe, die TIE-Staffeln nicht nur zu lenken, sondern auch ihre Einsatzziele festzulegen. Es liegt in meiner Verantwortung, welche Ziele von den Jägern angegriffen werden. Und dafür zu sorgen, dass die Zielvorgaben maßvoll sind und zum Beispiel keine Zivilisten treffen.“ Er zuckte die Schultern. „Was stellst du dir denn vor? Dem Imperium dienen viele hunderttausend Menschen, denkst du, die sind alle *böse*? Und die

Rebellen? Sind das alles Helden, strahlende Retter und Befreier einer geknebelten Galaxis, die aus reiner Menschenfreude handeln?“ Er schnaubte und verzog die Oberlippe. „Die Rebellion ist eine Allianz von vielen und völlig unterschiedlichen Gruppierungen, die sich momentan nur darin einig sind, dass sie das Imperium bekämpfen wollen; Schmuggler, Politiker, Freigeister, Anarchisten... Ein krimineller Sumpf! Sollten sie jemals erfolgreich sein, werden diese Gruppen danach auseinanderbrechen und anfangen, selber nach der Macht zu streben. Um ihre verschiedenen Meinungen durchzusetzen, werden sie sich gegenseitig bekämpfen – und dann wird der Bürgerkrieg nur noch größer, und noch mehr Menschen werden sterben. Besser wird *dadurch* jedenfalls nichts.“

„Ich möchte lieber nicht wissen, was du alles tun musstest, bis du in diese Machtposition gekommen bist“, meinte Steve düster.

„Vielleicht bin ich gar nicht so skrupellos, wie du denkst“, sagte Frank einfach und lehnte sich zurück. Er hatte durchaus ebenfalls klare Moralvorstellungen, sah aber trotzdem kein größeres Problem darin, seine Moral und seinen Dienst unter einen Hut zu bringen – es war nur eine Frage, wie man sich arrangierte, ohne sich selbst untreu zu werden. Mit einem dünnen kühlen Lächeln dachte er an Abridog-ae. Es war einige Jahre her, dass er an einem Einsatz auf dem Planeten beteiligt war, der den Schutz der Rimma Handelsroute zum Ziel hatte. Eine der dort ansässigen Raffineriefirmen für Mineralien hatte Probleme gemacht, und der Auftrag war gewesen, für Ruhe zu sorgen. Also hatten seine TIE-Jäger den Befehl bekommen, gegen das Firmengelände vorzugehen. Es war kein großer Einsatz gewesen, aber er hatte sich eingehend über die Umgebung informiert. Vermutlich war Informiertheit und eine gute Vorbereitung der zu erwartenden Umstände überhaupt das Wichtigste – und ihm war bewusst, dass sich nicht jeder darum kümmerte. Jedenfalls hatte es dazu geführt, dass er erkannte, dass es da unten auch Arbeiterbaracken gab, die er daraufhin kurzerhand von dem Angriff aussparen konnte. Das war keine große Sache gewesen, nichts, worauf er in dem Sinne stolz war – aber er war im Nachhinein doch ausgesprochen zufrieden mit sich gewesen.

Steve antwortete nicht. Nach einer kurzen Weile holte er ein kleines Foto hervor. Als Frank es wiedererkannte, griff er danach, aber Steve zog es aus seiner Reichweite und betrachtete es. Er versank dabei geradezu in Gedanken, vielleicht schwelgte er in eigenen Erinnerungen, vielleicht stellte er sich auch vor, wie es wäre, die Leute auf diesem Bild, Teil seiner eigenen Familie, zu kennen. „Ist das deine Frau?“, fragte er schließlich. „Deine Kinder?“

„Das geht dich überhaupt nichts an“, presste der Imperiale hervor.

Steve betrachtete das Bild weiter. „Das wurde auf Kullusia gemacht, oder? Wohnen sie da?“ Er klang verträumt, fast sehnsüchtig, als wäre er selbst sehr lange Zeit nicht mehr auf seinem Heimatplaneten gewesen.

„Lass das“, fauchte Frank und blickte zornig auf sein Gegenüber. Steve starrte weiter auf das Foto, und Frank war kurz davor, aufzuspringen und ihm das Bild zu entreißen. Stattdessen nahm er sich zusammen und versuchte etwas anderes. „Wahrscheinlich werde ich sie nie wiedersehen, nicht wahr?“, fragte er ruhig, auch wenn er das eigentlich nicht ernsthaft in Erwägung zog.

Steve blickte auf. Er wirkte unglücklich. „Ich möchte dir ja helfen – aber allein aufgrund deiner Position ist das nicht so einfach... Du müsstest dich entschließen, uns zu unterstützen, uns einige Dinge verraten.“

„Und dir müsste inzwischen klar sein, dass ich das nicht tun werde...“ Der Captain lehnte sich wieder zurück. Es entstand eine kleine Pause. Er merkte, dass sie sich im Kreis drehten, und Frustration kam in ihm hoch. „Was willst du denn? Dass ich sie genauso verlasse, wie du uns damals?“

Leise und resignierend schnaubte Steve. Er sah seinen Sohn nicht an. „Ich hatte keine Wahl. Manchmal muss man sich eben entscheiden...“

„Das hast du damals getan“, bestätigte Frank und schüttelte verständnislos den Kopf. „Erklär es mir! Wie kannst du für den Schutz von irgendwelchen wehrlosen Zivilisten eintreten, wenn du nicht einmal deine engsten Angehörigen vor Schaden bewahren kannst?“ Steve erwiderte seinen Blick nicht. Er saß nur da, und Frank merkte, wie seine Fäuste sich geballt hatten. „Bei allen Sternen, es kann doch nicht ernsthaft dein Wunsch sein, dass ich denselben Fehler begehe wie du! Du musst mir doch helfen können ... wenn du nur willst.“

Steve warf ihm einen kurzen, verschämten Seitenblick zu, und Frank wurde klar, dass sein Vater ihm tatsächlich gar nicht helfen wollte, jedenfalls nicht, wenn die Konsequenz davon war, dass er zum Imperium zurückkehrte. Der Captain atmete ein paar Mal tief durch, glühende Feindseligkeit und Verachtung machten sich in ihm breit. „Dann werden mich deine Leute letztendlich tatsächlich umbringen, das ist dir hoffentlich klar“, es war seltsam, das so deutlich zu sagen.

„Normalerweise lassen wir unsere Gefangenen einfach wieder frei“, murmelte Steve vor sich hin. Er starrte auf seine verschränkten Hände und war kaum zu verstehen. „Es ging eigentlich nur um deinen Interceptor. Jeden einfachen Piloten hätten wir im Anschluss einfach an irgendeiner Raumbasis wieder ausgesetzt. Leider ... bist du nun einmal kein einfacher Pilot...“

„Nein“, gab Frank ungerührt zurück. „Bin ich nicht.“

„General Preston – mein Vorgesetzter, der Leiter dieser Station – ist ein Hardliner“, fuhr Steve fort. „Er würde so ziemlich alles unternehmen, um dich zum Reden zu bringen. Irgendetwas muss ich ihm heute präsentieren, sonst ... weiß ich nicht, wie ich dir noch weiter helfen kann...“

Mit säuerlichem Gesichtsausdruck sah Frank ihn an. „Bisher *hast* du mir noch gar nicht geholfen“, stellte er fest. „Du verteilst Vorwürfe, aber konkrete Handlungen, die zu deinen ehrenwerten Reden passen würden, bleibst du schuldig. Man könnte das“, er legte herausfordernd den Kopf leicht schief, „ein wenig heuchlerisch finden.“

Steve saß mit einem seltsamen Gesichtsausdruck da, seine Augen waren zusammengekniffen. „Du hast ja keine Ahnung“, sagte er verbittert.

„Nein“, gestand Frank, „Aber bisher hast du ja auch noch keine Anstalten gemacht, mir irgendetwas zu erklären.“ Steve presste die Lippen aufeinander, und Frank redete weiter. „Außer, dass du dich für die Rebellion entschieden hast und gegen uns, es dir leid tut, mich wiederzusehen, du mir nicht helfen willst, mich für gewissenlos hältst und dich eigentlich nur mit mir abgibst, weil dein Vorgesetzter irgendwelche Informationen für die Rebellion haben will.“

„Es ist nicht an *dir*, die Geduld zu verlieren!“, urteilte Steve.

„Vielleicht doch“, antwortete Frank hart. Er wusste, dass er nur etwas erreichen konnte, wenn er diplomatisch bliebe. Aber allmählich kehrte seine Wut zurück. „Vielleicht ist das auch alles gleichgültig. Was für Gründe du hattest und warum du nicht darüber reden willst. Was für Gründe du *jetzt* hast. Es ist erbärmlich...“

Alles an der Körperhaltung des Generals verdeutlichte, dass spätestens jetzt jede Chance, dass Steve doch noch zu einer Rechtfertigung ansetzen würde, verspielt war.

Frank schnaubte und schüttelte den Kopf. „Ich wünschte, ich hätte dich nie wiedergetroffen“, sagte er langsam. „Und ich wünschte, du wärst damals wirklich gestorben.“ Noch während er es aussprach, merkte er, dass er das ernst meinte.

„Du hast überhaupt keine Ahnung, wovon du da sprichst“, platzte es endlich zornig aus General Fargo heraus. „Es war nie geplant, ein Leben im Untergrund zu führen und euch nicht wiederzusehen. Ich hatte nie vor, Teil in einem Bürgerkrieg zu werden. Hätte ich das vorher gewusst, weiß ich nicht, ob ich genauso gehandelt hätte. Etwas ist schiefgelaufen. Aber ich habe mich auch so entschieden, um dir ein Leben in einer freien und besseren Galaxis zu ermöglichen. In einer Neuen Republik. Und jetzt treffen wir uns wieder, und ich muss sehen, dass du die Uniform dieser menschenverachtenden und völkermordenden Neuen Ordnung

trägst und offenbar auch noch stolz darauf bist. Und mir noch erzählst, dass du das mit *meinen* Idealen begründest...“

Frank sah ihn nicht weniger wütend an. Er hatte genug von diesen vagen Andeutungen und nun auch noch dem Hinweis, sein Vater sei *für ihn* zur Rebellion gegangen. „Ich hasse dich“, sagte er schließlich schlicht, und es tat gut.

Steves Augen waren nur noch Schlitze, die ihn abschätzend fixierten. Schließlich schien er zu dem Schluss zu kommen, dass es das Beste sei, diese nutzlose Unterhaltung an dieser Stelle abzubrechen. Er drückte einen Knopf auf dem Schreibtisch und rief die Wachen herein, die Frank abführten.

„Mistkerl!“, rief der ihm beim Rausgehen hinterher.

Steve stützte seine Ellenbogen auf den Schreibtisch und massierte sich verdrossen seufzend die Schläfen.

Captain Fargo hatte das deutliche Gefühl, dass dieses Gespräch nicht schlechter hätte verlaufen können. Als er wieder in seiner Zelle saß, ärgerte er sich: über Steve, die Eskalation und über sich selbst. Mit geballten Fäusten saß er auf seiner Pritsche und starrte mürrisch auf das vor ihm im Dunkel liegende geschlossene Türschott. Diese Unterhaltung hatte tatsächlich überhaupt nichts gebracht – jedenfalls nichts Positives.

Nachdem er sich wieder etwas beruhigt hatte, schwang er die Beine auf die Pritsche, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und legte den Kopf in den Nacken. Im Stillen überschlug er noch einmal, wie die Chancen standen, dass ihn seine Leute hier doch noch herausretten würden. Allerdings hatte sich an den Einschätzungen nichts geändert. Die Chancen gingen gegen Null. Er fragte sich, ob die Rebellen normalerweise ihre Gefangenen tatsächlich einfach wieder irgendwo aussetzten. Vermutlich taten sie das. *Weichgespülte Mächtegern-Revolutzer*. Verächtlich schnaubte er in die Dunkelheit hinein.

Dann überlegte er, was eine Verschärfung der Haftbedingungen und der Befragungsmethoden wohl bedeuten würde. Er konnte sich lebhaft vorstellen, auf was für brutale Vorgehensweisen das ISB in solchen Situationen zurückgreifen würde – aber die Rebellion rühmte sich schließlich damit, humaner und respektvoller mit seinen Gefangenen umzugehen. Also konnte das Ganze ja nicht allzu schlimm werden – oder?

Grübelnd und in Gedanken verloren saß er da, stundenlang, nur darauf warten könnend, was als nächstes mit ihm passieren würde. Schließlich geschah das, womit der Captain noch am ehesten gerechnet hatte: Der Arzt erschien, um ihm erneut eine Spritze zu geben, die ihn wegtreten ließ.

Kapitel 5: In den Händen des Feindes

Als die Wachen ihn erneut aus seiner Zelle holten, brachten sie ihn dieses Mal an einen anderen Ort. Dort angekommen, nahmen sie ihm diesmal die Handfesseln nicht ab. Es war ein kleiner, leerer Raum, ohne jede Einrichtung, in den sie ihn stellten und warten ließen, während sie selbst sich hinter ihm neben der Tür postierten.

Er stand lange einfach da, ohne dass etwas passierte. Dass es vor ihm in dem Raum nichts weiter zu entdecken gab, war mit einem Blick klar. Als er sich auch hinter sich umsehen wollte und den Kopf drehte, meldete sich einer der Wachmänner zu Wort. „Keine Bewegung!“, befahl er scharf. Aus dem Augenwinkel konnte Fargo wahrnehmen, dass die Läufe der DH-17-Blaster auf ihn gerichtet waren und nun demonstrativ gehoben wurden.

„Schön wieder umdrehen und stillhalten“, orderte die Wache weiter. Ihre zusammengekniffenen Augen waren kampfbereit. Also wandte sich der Captain zwangsläufig wieder dem leeren Raum vor sich zu und wartete weiter.

Schließlich öffnete sich die Tür, und eine Person trat langsam mit den schweren Schritten von Militärstiefeln an ihn heran, blieb hinter ihm stehen und schien ihn eine Weile lang einfach nur zu mustern. Captain Fargo blieb reglos weiter stehen, fühlte sich angesichts dieser stummen Begutachtung hinter seinem Rücken aber zunehmend unwohl.

„Sie sind das also“, begann der Mann hinter ihm schließlich. Fargo kannte die Stimme nicht, aber sie klang nicht gerade sympathisch, was sein innerliches Unbehagen noch steigerte.

„Sie sind der spezielle Liebling von General Fargo“, fuhr der Mann fort, dann lachte er leise und mit einem Unterton. „Ach nein, es ist ja sogar noch besser, Sie sind sein *Sohn*...“ Erneutes Lachen, und Fargo presste die Lippen zusammen. „Zu Ihrem Leidwesen ist aber nicht Ihr werter Vater, sondern General Preston der Kommandant dieser Station“, sagte er. Es klang spöttisch. „Und General Preston hat sich besorgt darüber geäußert, dass Sie bisher noch nicht die rechte Kooperationsbereitschaft an den Tag gelegt haben.“ Der Mann hatte begonnen, Fargo langsam zu umrunden, der seinen Blick starr auf die gegenüberliegende Wand gerichtet ließ. „Deswegen werden *wir* beide uns jetzt einmal unterhalten. Und mir ist es völlig egal, was da in Ihrer Erziehung schiefgelaufen ist.“ Er stoppte mit seinen Umrundungen, baute sich direkt vor Fargo auf und fixierte ihn mit stahlgrauen Augen. Der Mann, durch einen kurzen Seitenblick hatte Fargo inzwischen feststellen können, dass er die Rangabzeichen eines Commanders trug, hatte eine markante Narbe an der linken Wange und war etwa Mitte vierzig und mit etwa ein Meter neunzig einige Zentimeter größer als der Imperiale, so dass dieser ihm, den Blick weiter geradeaus gerichtet und äußerlich unbewegt, gegen den Nasenrücken

starrte. Der Commander legte den Kopf schief und lächelte tückisch, während er sich vorbeugte, als wollte er Fargo etwas ins Ohr flüstern. Tatsächlich war seine Stimme deutlich leiser, als er weitersprach, von einer falschen Vertrautheit erfüllt. „Und ob du es jetzt glaubst oder nicht – wenn ich mit dir fertig bin, wirst du mir alles, was ich wissen will, erzählt haben.“

Überrascht über das plötzliche Gedutzt-Werden blinzelte Fargo und wandte leicht den Kopf. Aber bevor er irgendwie reagieren konnte, rammte ihm der Commander ohne Vorwarnung seine Faust in den Magen.

Der Captain beugte sich krampfhaft vor, und alle Luft entwich seinen Lungen. Sterne tanzten vor seinen Augen. Der Commander setzte mit einem Schlag in den Nacken nach, was Fargo, mit rotem Kopf, auf die Knie fallen ließ, dann trat er dem Imperialen hart gegen die Schulter, so dass dieser, wegen der auf den Rücken gebundenen Arme unfähig sich zu wehren oder abzustützen, auf dem Boden landete, wo er weiter mit Tritten bearbeitet wurde.

Fargo versuchte, seine Körperspannung zur Abwehr aufrecht zu erhalten, während er sich gleichzeitig bemühte, sein schmerzhaft verkrampftes Zwerchfell so weit zu entspannen, dass er wieder atmen konnte. Als ihm das schließlich gelang, holte er ein paar Mal japsend und hustend Luft, die der Rebell ihm noch einige Male wieder aus dem Leib trat.

Durch dichtes Rauschen in seinen Ohren konnte Fargo den anderen wieder sprechen hören. „Ich kenne Typen wie dich“, sagte der. Immer noch in sich zusammengekrümmt konnte Fargo nicht viel mehr als die schwarzen Stiefel des anderen vor seinen Augen erkennen und sich auf ein regelmäßiges und möglichst tiefes Ein- und Ausatmen konzentrieren. „Nettes Reden und Bitten hilft da nicht.“ Die Stiefel gingen einige Schritte auf und ab. „Ich war selber mal auf einer Imperialen Akademie, ich weiß, was die euch da beibringen. Das gerade war nur ein kleiner Vorgeschmack, also fang lieber an zu reden. Und glaub bloß nicht, dass dir jetzt noch irgendwer wird helfen können...“ Und dann begann er, ihm Fragen über die Imperiale Flotte zu stellen: woher sie von der Ansammlung vor Mon Calamari gewusst hatten und was das nächste Ziel sein würde.

Captain Fargo hörte sich die Fragen an, und als er keine Anstalten machte zu antworten, trat ihm der Commander einmal mehr in den Magen. Mit verzerrem Gesicht lag Fargo da, und der Commander forderte ihn auf aufzustehen. Als er der Anweisung nicht nachkam – er hatte das Gefühl, als würden seine Muskeln nicht zu ihm gehören –, wurde er grob von dem stämmigen Rebellen nach oben gezogen, erst auf die Knie, dann schwankend auf die Beine. Der Commander packte ihn am Kragen des Overalls und drückte ihn gegen die Wand. Fargo

sah die Narbe, die beiden Wachen im Hintergrund, die stahlgrauen Augen, alles ging ineinander über.

Der Commander wiederholte seine Fragen und schloss ein mühsam beherrschtes „Red schon!“ hinterher.

„Nein...“, presste Fargo hervor. Es klang weit krächzender und schwächer, als ihm das lieb gewesen wäre.

Der Commander schlug ihm mit der Faust ins Gesicht: gegen Schläfe, Auge, Unterkiefer, ohne den Kragen loszulassen.

Benommen blinzelte Fargo, während neue Fragen auf ihn einprasselten – er bekam sie inzwischen nicht mehr alle mit. Als er wieder keine Antwort bekam, zog der Commander seinen Gefangenen kurz nach vorn und knallte dann mit einer Rückwärtsbewegung seinen Kopf gegen die Wand.

Fargo stöhnte, in seinem Mund hatte er den Geschmack von Eisen, und er merkte, dass seine Nase lief. Er erwog kurz, doch auf die Fragen zu reagieren, aber ihm war klar, dass das nur eine kurzzeitige Besserung für ihn bedeuten würde. Und irgendwo im Hinterkopf stand es ihm immer noch außer Frage, ernsthafte Informationen zu von sich zu geben.

Als der Commander ihn losließ, fiel Fargo wieder hart auf die Knie, und der Rebell erging sich in genüsslichem Tonfall darüber, welche Todesarten er sich für den Gefangenen vorstellen könnte, eine würde langsamer und qualvoller sein als die nächste. Fargo versuchte, nicht hinzuhören, aber die Zermürbung hinterließ ihre Spuren. Dann stellte er ihm schließlich wieder Fragen über die Imperiale Flotte.

Er erhielt keine Antwort, und als der Commander gerade erneut zuschlagen wollte, ging hinter ihm die Tür auf. Ein blonder Mann mittleren Alters trat ein. „Commander Richards“, rief er streng.

Der Angesprochene verzog verärgert das Gesicht, drehte sich um und ging auf den Mann zu, der Richards Antwort nach offenbar ein Major war. Die beiden hatten eine kurze Diskussion, zu leise, als dass Fargo ganze Sätze verstehen konnte, aber beide klangen aufgebracht, und anscheinend ging es um ihn.

Der Imperiale blickte nicht weiter auf. Erschöpft kniete er auf dem harten Boden, leicht vornüber gebeugt, die Hände auf dem Rücken gebunden, während einzelne Tropfen Blut langsam herab tropften.

Die beiden Rebellen beendeten ihre Auseinandersetzung, die dem Resultat nach zu urteilen der Major für sich entschieden hatte, denn die beiden Wachen kamen von der Tür herüber,

halfen Fargo auf und brachten ihn – sie trugen ihn mehr, als dass er selber lief – in seine Zelle zurück.

Dort angekommen setzten sie den Captain auf die Pritsche, dieser legte den Kopf in den Nacken und wartete, dass seine Nase aufhörte zu bluten. Er machte sich nicht die Mühe zu ergründen, welche Körperstellen ihm am meisten wehtaten. Er legte die Hände auf den Bauch und hoffte, keine inneren Verletzungen von den Tritten davongetragen zu haben. Vermutlich würde, wie es sich anfühlte, als äußerlich gut sichtbares Zeichen der Misshandlungen der Großteil seines Gesichts zuschwellen, aber das war im Moment noch seine geringste Sorge.

Hatte er zu Anfang seiner Gefangenschaft noch eine leise Hoffnung auf eine Freilassung oder gar Flucht gehegt, wurde ihm nun klar, dass er seinen Optimismus aufgegeben hatte. Er würde seine Familie tatsächlich nicht wiedersehen. Er atmete ein paar Mal tief durch, und sein gesamter Oberkörper schmerzte dabei. Die vorher schon angeknacksten Rippen waren vermutlich gebrochen. Zum ersten Mal seit er hier war, hatte er Angst: um sein Leben und davor, was sie noch alles mit ihm anstellen würden. So hatte er sich eine Gefangenschaft bei der Rebellion wahrlich nicht vorgestellt...

Er versuchte, einfach nur dazusitzen, ohne weiter nachzudenken und ohne auf die sich weiter ausbreitenden Schmerzen zu achten. Er wünschte sich sogar, man würde ihm wieder eine von diesen Spritzen verabreichen, die sicher ebenfalls nichts anderes als dosiertes Gift waren, aber ihm zumindest kurzfristig den Schmerz – und die Last des Grübelns – nehmen würden. Aber diesen zweifelhaften Gefallen taten ihm seine Bewacher nicht – zumindest nicht für die nächsten paar Stunden.

Als sie ihn vielleicht einen halben Tage später das nächste Mal holten, fühlte er sich nur noch elend, und ihm war speiübel. Er merkte schon beim Aufstehen, dass sein Kreislauf kurz davor war, ihn im Stich zu lassen. Er wusste nicht, ob das das Resultat der Behandlung durch Commander Richards oder das der ständigen Drogen war, aber was machte das auch schon für einen Unterschied.

Sein dröhnender Kopf fühlte sich an, als wäre er in Watte gepackt, und Fargo versuchte die Furcht davor zu unterdrücken, dass sie ihn wieder zu Richards führen würden.

Die Wachen brachten ihn zu seinem Vater. Steve saß wieder an dem Schreibtisch und beäugte seinen Sohn bekümmert von oben bis unten. Offenbar sah er schlimmer zugerichtet aus, als der Rebell es sich vorgestellt hatte. „Es tut mir leid“, sagte er leise. „Ich wusste nicht, was sie tun würden...“

Vermutlich meinte Steve es ernst, aber der Imperiale hatte keine Lust auf derartige Beileidsbekundungen oder Kraft für weitere Grundsatzdiskussionen. Er blieb einfach stehen, drehte sich um und sah erschöpft auf die Tür, hinter der die beiden Wachen auf ihn warten würden. Steve begann einen Monolog, besorgt darüber, dass sein vorgesetzter General offensichtlich zu der Erkenntnis gelangt sei, dass es Zeit war, zu anderen Methoden greifen, und es Preston für den Informationsgewinn über die Imperiale Flotte am dienlichsten schien, den imperialen Captain auf eine andere Station zu bringen.

Der Imperiale hörte die Worte, aber in seinem Kopf fügten sie sich nicht zu vollständigen Sätzen zusammen. Ihm war, als drängten sie durch ein Ohr zu ihm vor, bildeten vor seinen Augen komplexe schwarze Muster und verließen ihn dann durch das andere Ohr wieder. „Verdammte Drogen“, murmelte er.

Steve redete weiter, aber der Imperiale konnte sich nicht mehr darauf konzentrieren, worüber der andere da so wortreich sprach. Er blinzelte angestrengt und versuchte, die schwarzen Muster dadurch vor seinen Augen zu vertreiben, aber diese kamen hartnäckig immer wieder, und mit Verstärkung, zurück. Blut rauschte in seinen Ohren. Er konnte kaum noch die gegenüberliegende Tür erkennen, und auch die Geräusche klangen immer gedämpfter. Kalter Schweiß brach ihm aus, und als er seine Stirn betastete, fragte er sich, ob er Fieber hatte. Er ächzte leise, der Arm sackte bleischwer wieder nach unten. Einen Moment lang stand er noch da, bevor die Schwärze vor seinen Augen schließlich gewann. Dann sackte er zu Boden.

Erschrocken sprang Steve auf, lief zu Frank herüber und verständigte die Medistation.

Man brachte den Bewusstlosen in seine Zelle, wo ihn der Gefangenenarzt inspizierte. Als dieser schließlich nur leichthin und mitleidslos die Schultern zuckte, sorgte General Fargo verärgert dafür, dass der Stationsarzt, der den Captain auf der Medistation versorgt hatte, als er aufgewacht war, sich der Sache annahm. Der Stationsarzt warf seinem Kollegen einen tadelnden Blick zu und klappte dann seinen Medizinkoffer auf.

Schweigend machte sich der Stationsarzt an die Versorgung seines Patienten, und Steve beobachtete ihn mit vor der Brust verschränkten Armen in einer Ecke der Zelle abwartend. „Das wird wieder“, war schließlich das karge Urteil des Arztes, als er sich wieder aufrichtete und sich direkt darauf mit einem abschließenden Nicken verabschiedete.

Steve sah ihm kurz hinterher, dann wandte er sich seinem Sohn zu. Er lag bewusstlos da, blass, mit leichtem Schweiß auf der Stirn, und sah so gar nicht aus wie ein Massenmörder. Resigniert schüttelte Steve den Kopf. Er wusste nicht, was er tun sollte.

„Es stimmt nicht, was sie sagen“, erklärte er schließlich leise in die Stille hinein. „Zeit heilt keine Wunden. Wenn überhaupt, dann wird durch Abwarten nur alles schlimmer... Das war

damals so, und heute...“ Er seufzte lautlos. „Ich wünschte, die Galaxis würde endlich wieder zur Vernunft kommen. Das Leben macht wenig Sinn in einer Gesellschaft voller Unterdrückung und Gewalt, Angst und Willkür.“ Verloren stand er eine Weile da. „Ich wünschte, du würdest das auch so sehen.“

Erst zwei Tage später ging es dem Captain wieder ein wenig besser, und ein fernes Geräusch ließ ihn die Augen öffnen. Es klang wie ein Grollen, ein Donnern, und die Nachwirkung des Fiebertraums, aus dem er gerade erwacht war, ließen für ihn nur eine Schlussfolgerung zu – ein Gewitter.

Um ihn herum war es dunkel, also musste es sich um ein nächtliches Gewitter handeln. Früher, als Kind, hatte er solche Gewitter geliebt, er war nachts auf den Dachboden ihres Hauses auf Kullusia geschlichen und hatte von dem runden Fenster aus das gesamte Tal seines Heimatorts Vallis, über dem sich die Wolken sammelten, überblicken können. Ein beeindruckendes Schauspiel war das jedes Mal gewesen, die Blitze, der Donner...

Er blickte sich benommen um, konnte aber keine Blitze aufleuchten sehen. Dafür konnte er den Donnerschlag umso deutlicher *fühlen*, als er mit seiner Hand an der Wand entlang tastete. Vielleicht sollte er aufstehen und auf den Dachboden gehen.

Erst als er sich schon aufgesetzt hatte, fiel ihm blinzelnd wieder ein, wo er war, nicht auf Kullusia, sondern in einer Gefängniszelle, es war nicht dunkel, weil es Nacht war, sondern weil sie ihm einfach kein Licht angeschaltet hatten, und das war kein Gewitter, das er da hörte, sondern... Was war das?

Er wartete und lauschte, und mit der Zeit wurde der Donner immer lauter und die Erschütterungen immer stärker. Schließlich meinte er, laute Stimmen hinter der dicken Gefängnistür zu hören. Er runzelte die Stirn und stand mit wackeligen Beinen auf.

Die Tür öffnete sich – vor ihr standen schwer bewaffnete Männer. Sie trugen weiße Rüstungen und sprachen ihn mit modulierten Stimmen an.

Captain Fargo hatte sich noch nie so sehr über den Anblick von Sturmtruppen gefreut. Mit einem breiten Grinsen im Gesicht sank er wieder in Ohnmacht.

Kapitel 6: Willkommen zurück

Er öffnete die Augen, blinzelte gegen das gedämpfte, aber trotzdem für seine Augen zu helle Licht, das ihm entgegenstrahlte, und hatte das ausgeprägte und äußerst unangenehme Gefühl

eines Déjà vu. Sein Hals war ausgetrocknet, er musste husten. Er blickte sich um und sah neben sich einen jungen Sanitäter.

„Captain Fargo“, sagte dieser mit einem leichten Lächeln. „Sie sind wach – ich werde den Doktor verständigen.“

Der Sanitäter verließ den Raum, und Fargo sah ihm hinterher. Er war offensichtlich auf einer Medistation erwacht, und das Gefühl des Déjà vu hielt an. Mit einer gewissen Erleichterung stellte er fest, dass er den jungen Mann schon einmal gesehen hatte, bei seiner letzten medizinischen Jahresstandarduntersuchung. Auch die länglich-ovalen Lichtpaneele an den Wänden kamen ihm wohltuend vertraut vor. Er konnte sich nicht erinnern, wieso er hier war und was mit ihm geschehen war. Aber er hatte das deutliche Gefühl, dass er diesen Zustand noch ein wenig genießen sollte und dass er sich, wenn er sich erst einmal erinnern würde, noch früh genug wünschen würde, es nicht zu tun.

Doktor Homm, der Stabsarzt der *Executor*, betrat den Raum, mit entschlossenen Schritten gefolgt von Commander Fenn, ISB-Offizier und Sicherheitschef der *Executor*. Der Doktor kam zu ihm herüber, während Fenn sich mit etwas Abstand, verschränkten Armen und missmutigem Gesichtsausdruck aufbaute.

„Captain Fargo“, begann Homm mit dem wohlwollenden Ton eines Arztes zu seinem Patienten. „Es ist schön, dass Sie wieder bei uns sind. – Wie fühlen Sie sich?“

Warum müssen Ärzte eigentlich immer diese Frage stellen?, schoss es Fargo unwillkürlich durch den Kopf. Er räusperte sich, sein Hals war immer noch trocken. „Ich weiß nicht“, sagte er heiser. „Sagen Sie es mir.“

Homm schmunzelte leicht, bevor er fortfuhr. „Als Sie hierher kamen, hatten Sie verschiedene Verletzungen: vor allem diverse Prellungen, zwei gebrochene Rippen, eine Gehirnerschütterung und Reste einer toxischen Substanz im Blut, bestehend aus Spice, Opiaten und anderen chemischen Stoffen. Aber wir haben Sie dank einer Bacta-Behandlung soweit wieder herstellen können.“ Mit einem kurzen Seitenblick auf Fenn fragte er: „Können Sie sich daran erinnern, was mit Ihnen passiert ist?“

Fargo lag einen Moment einfach da in seinem Krankenbett, und etwas in ihm sträubte sich gegen die Vorstellung, sich an das Geschehene besinnen zu müssen. Aber natürlich würde er das müssen, und ganz ungefragt kamen die Erinnerungen allmählich auch schon wieder zurück zu ihm. Sein TIE-Interceptor...

„Weltraumgefecht“, murmelte er, dann, „abgeschossen.“

Und dann kam tatsächlich mit einem Mal alles zurück zu ihm: Wie er als Gefangener auf einer ähnlichen Medistation aufgewacht war, wie ein Arzt ihm diese Injektionen von Drogen

verabreicht hatte, wie er zusammengeschlagen worden war – und dass er seinen totgeglaubten Vater wiedergetroffen hatte. Er ächzte. Das waren wirklich keine sehr angenehmen Erinnerungen.

Commander Fenn trat zu ihm heran. „Sie waren in Rebellen-Gefangenschaft“, sagte er in kaltem Tonfall. „Sagen Sie mir, was Sie denen verraten haben!“

Der Captain sah den ISB-Mann mit zusammengezogenen Augenbrauen an. *Meine Güte*, dachte er schockiert, *was ist, wenn er über Steve Bescheid weiß? Wenn das ISB jemals davon erfährt...* Aber er konzentrierte sich auf die gestellte Frage. „Nichts“, sagte er. „Ich habe denen überhaupt nichts verraten.“

Fenn zog skeptisch die Augenbrauen nach oben. „Was haben die alles mit Ihnen gemacht?“

Fargo wurde zunehmend unwohler. War Steve nun vielleicht ihr Gefangener, hatten sie ihn schon befragt und waren nun überzeugt, er sei ebenfalls übergelaufen? „Drogen“, sagte der Captain. Es war ihm peinlich, darüber zu reden. „Die haben mich zusammengeschlagen.“

Commander Fenn öffnete den Mund und hob zu der nächsten Frage an, aber Homm kam ihm zuvor. „Das reicht jetzt, Commander. Sie haben Ihre Fragen gestellt, jetzt gehen Sie bitte. Der Mann braucht Ruhe.“

Fenn sah Homm mit abschätzendem Blick an und verließ dann die Medistation. Mit leichter Besorgnis – und einer gewissen Erleichterung, dass er ging – sah Fargo ihm hinterher.

„Sie waren acht Tage fort“, erklärte der Doktor ihm dann.

„Acht Tage?“, entfuhr es Fargo ungläubig. Es war ihm einerseits wie ein halbes Leben vorgekommen; trotzdem hätte er nicht gedacht, dass er tatsächlich über eine Woche weg gewesen war.

Homm nickte. „Sie sind seit drei Tagen wieder an Bord der *Executor*. Die Bodenstation, auf der man Sie festhielt, wurde gestürmt. Zu den näheren Umständen kann Ihnen einer der Verantwortlichen später sicherlich mehr erzählen. Die ganze Aktion wird von der Einsatzleitung jedenfalls wohl als recht erfolgreich eingeschätzt. Ich weiß nur, dass *ich* dadurch wieder sehr viel mehr Arbeit habe, nicht nur, um *Sie* wieder zusammenzuflicken... Wie auch immer. Sie waren in einem ziemlich schlechten Zustand, als wir Sie da rausgeholt haben. Wir haben Sie deswegen die letzten drei Tage in ein künstliches Koma versetzt, damit Ihr Körper diese ganzen Substanzen in Ihrem Blut abbauen kann, ohne dass Sie dabei Entzugserscheinungen haben. Sie sollten das jetzt soweit überstanden haben – aber in Zukunft ist es besser für Sie, auf gewisse Stoffe, zum Beispiel in Medikamenten, zu verzichten, um keinen Rückfall zu provozieren.“

Rückfall? Drogensucht? Das klang nicht sehr aufbauend. *Diese verdamnten Rebellen-Schweine...*

„Aber ansonsten werden Sie alles ohne weitere körperliche Probleme überstehen. Ich werde Sie noch ein paar Tage auf der Medistation behalten. Ob Sie dann wieder Ihren Dienst antreten können und wollen, wird sich dann zeigen.“

„Warum sollte ich denn nicht *wollen*?“, fragte Fargo skeptisch. Fenns Auftritt hatte ihn in Sorge versetzt.

Der Doktor zuckte mit den Schultern. „Ich nehme an, das war keine einfache Zeit. Die körperliche Wiederherstellung ist ja nur ein Teil der Erholung.“ Dann erzählte er von Programmen zur psychologischen Betreuung, und der Captain hörte ihm geduldig zu, während er genau wusste, dass er das, was ihn an der Sache am meisten schockte, sicher nie einem Fremden erzählen würde.

Die ersten, die ihm einen Krankenbesuch abstatteten, waren Admiral Piett und Commander Brandei. Piett erkundigte sich nach Fargos Zustand und bekundete distanziert sein Wohlwollen, seinen Captain wieder an Bord zu haben, bevor er recht schnell wieder ging. Brandei blieb und berichtete seinem Vorgesetzten, was in den letzten Tagen im Hangar abgelaufen und wie das Gefecht von Mon Calamari ausgegangen war.

„Von den sechs Großraumschiffen konnten wir vier zerstören, weil sie bereits manövrierunfähig waren, als das Gravitationsfeld des Interdictors zusammenbrach. Die übrigen beiden Schiffe und Einmannjäger konnten in den Hyperraum fliehen“, schilderte Brandei.

„Wie viele Jäger haben wir verloren?“, erkundigte sich Fargo.

„Siebenundvierzig Totalverluste insgesamt, davon achtzehn von unseren Geschwadern auf der *Executor*.“

Fargo kniff die Lippen zusammen. Das war eindeutig zu viel, und er ertappte sich dabei, wie er schon Pläne schmiedete, was er seinen Piloten zu diesem katastrophalen Ergebnis erzählen, wie er sie zusammenstauchen würde. Dann fiel ihm ein, dass auch er sich hatte abschießen lassen, was eine sehr ernüchternde Erkenntnis war. „Geben Sie mir eine Liste mit den Namen“, meinte er schließlich schlicht. Es war seine Pflicht zu wissen, wer die Gefallenen waren.

Sie sprachen noch eine Zeitlang über recht belanglose dienstliche Angelegenheiten, dann ging Commander Brandei in den Hangar zurück.

Commander Fenn suchte ihn erst einmal nicht wieder auf, und Fargo war sich nicht sicher, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war. Am Nachmittag, direkt nach seinem Dienstschluss, kam stattdessen Commander Jaim Moonskater in die Medistation. Mit prüfendem Blick setzte er sich neben Fargo an dessen Krankenbett. „Schön, dich wiederzusehen, Captain“, sagte er schlicht. „Damit war wohl kaum noch zu rechnen.“

„Danke“, antwortete Fargo seinem Untergebenen und Freund.

„Vielleicht sollte ich dir zuerst die Grüße deiner Frau ausrichten“, begann Moonskater.

„Jennifer...“ Fargo sah ihn mit großen Augen an. Solange die Untersuchung des ISB noch nicht abgeschlossen war, hatte er keine Erlaubnis und Möglichkeit, HoloNet-Gespräche zu führen. „Wer hat mit ihr gesprochen?“

„Ich. Zweimal“, nickte Moonskater knapp. „Einmal, als du verschollen bist. Und jetzt, wo du wieder aufgetaucht bist.“

„Wie geht es ihr?“ Er merkte, dass er sie vermisste.

„Beim zweiten Gespräch wirkte sie durchaus erleichterter als beim ersten“, erklärte Moonskater trocken. „Sie wünscht gute Besserung, wartet auf deinen Rückruf – und alles andere müsst ihr schon miteinander klären.“ Er schmunzelte leicht.

Einen Moment versank Fargo in Gedanken an seine Frau und wie er sich darauf freute, sie – und seine Kinder – wiederzusehen, und Moonskater ließ ihm die Zeit.

„Hat Admiral Pielt mit dir gesprochen?“, fragte der Commander schließlich. Ohne die Antwort abzuwarten, vermutlich weil er sie kannte, redete er weiter. „Hat er dir einen Einlauf verpasst?“

„Nein...“ Fargo runzelte die Stirn. „Warum sollte er?“

Moonskater zog einen Mundwinkel nach oben. „Du hast keine Ahnung, wieso wir dich wiedergefunden haben, oder?“

„Nein“, wiederholte Fargo. „Glück?“

Kopfschütteln. „Auch. Vor allem hatte es aber ursächlich etwas mit einer Modifikation zu tun, die ein gewisser eigenwilliger TIE-Pilot an seinem Jäger unter Umgehung aller Vorschriften vorgenommen hat. Und damit, dass du eine recht loyale Hangarcrew hast.“

Es dauerte einen Augenblick, bevor Fargo verstand. Der kleine Schalter in seinem Cockpit. Er erinnerte sich dunkel daran, ihn aktiviert zu haben, nachdem der X-Wing ihn getroffen hatte. Er hatte in den Wochen vorher an dem Problem herumprobiert, wie man die Ortung eines TIEs verbessern könnte, falls es noch einmal zu einem Einsatz in einem Asteroidenfeld käme oder in einem Sektor mit hoher Strahlung, die die übliche Flugüberwachung beeinträchtigte. Diese Tests und die damit verbundenen Modifikationen seines Interceptors waren eher

... inoffizieller Natur gewesen, und außerhalb des Hangars hatte er darüber nicht geredet. „Dann habt ihr auf gut Glück nach der Frequenz gesucht?“, schlussfolgerte er. „Aber das ist ein Kurzstreckensignal. Das ist wie die Suche nach dem Mynock im Weltall...“

Commander Moonskater wirkte sehr selbstzufrieden, als er weitererzählte. „Ich habe ein paar Bekannte auf einigen Schiffen in verschiedenen Winkeln der Galaxis angerufen und sie gebeten, doch mal die Ohren oder besser gesagt ihre Sensoren offenzuhalten. Einer von ihnen ist dann auf einer Patrouille im Ryloth-Sektor fündig geworden. Das Heikelste an der Sache war dann eher noch, Piett beizubringen, dass du einen nicht ganz legalen Peilsender eingebaut hattest. Er fand das nicht sehr lustig. Dafür war General Veers sofort ziemlich begeistert, vielleicht nicht unbedingt, weil er dich retten wollte, aber eine so gut versteckte Bodenstation auszunehmen, wenn der Feind nicht vorgewarnt ist, scheint ihm große Freude bereitet zu haben. Wenn er nicht so enthusiastisch gewesen wäre, wärst du wahrscheinlich noch ein paar Tage länger dort geblieben.“

Der Captain verdrehte die Augen. „Ich werde jetzt bestimmt nicht zu Veers rennen und mich bei ihm bedanken“, sagte er und meinte das nur halb sarkastisch. Er war mit Veers und seiner Army nie gut ausgekommen.

„Tja“, sagte Moonskater. „Jedenfalls steht Veers eher auf deiner Seite als Fenn und das ISB. Was Piett denkt, ist mir nicht ganz klar.“

„Wie meinst du das?“

„Das ISB hält dich für einen Verräter“, erklärte Moonskater ernst. „Oder zumindest für jemanden, der denen etwas verraten hat. Es gibt da gerade einige Diskussionen. Ich weiß nicht, was Fenn genau gegen dich in der Hand haben will.“

In Fargos Magen zog sich etwas zusammen. „Das ist lächerlich...“, meinte er mit belegter Stimme. „Dann hätte ich diesen Peilsender nicht aktiviert, oder?“

Moonskater zuckte mit den Schultern. „Wie das ISB eben so ist: eher paranoid als logisch. Fenn bastelt aus dir noch einen Doppelagenten.“ Er lächelte, aber es war nicht eindeutig, ob er das tatsächlich als Witz verstanden haben wollte.

Eine Zeitlang konnte Fargo nur sprachlos über seine Stirn reiben. Er musste nachdenken. Er musste herausfinden, was Fenn wissen konnte. „Ich nehme an, es wurden bei der Erstürmung Gefangene gemacht?“, fragte er langsam.

„Ich weiß nicht genau wie viele“, bestätigte der Commander. „Ein paar Dutzend. Die meisten haben den Angriff wohl nicht überlebt, andere konnten trotz allem fliehen. Ich glaube, die meisten Hochrangisten konnten entkommen. Oder sind tot. Miese Feiglinge...“, schnaufte er.

„Jaim“, sagte Captain Fargo langsam. „Es wird eine Liste mit den Namen der Gefangenen geben. Ich bitte dich – sieh zu, dass du einen Blick darauf werfen kannst, und sag mir Bescheid, wenn du einen ... ungewöhnlichen Namen darauf entdeckst.“

Der Commander sah ihn zweifelnd an. Die Bitte und der Themenwechsel mussten ihm seltsam vorkommen. Aber alles, was er fragte war, „Wie stellst du dir das vor? Wie soll *ich* an Daten aus dem Gefängnistrakt kommen?“

„Du kennst doch sonst alles und jeden“, meinte Fargo bedächtig. „Du schaffst das schon... Bitte.“

Moonskater musterte seinen Vorgesetzten. Es war kein Problem, dass der ihn um einen Gefallen bat, selbst wenn es ein außergewöhnlicher war, sie beide kannten einander gut genug. Er überlegte einen Moment, dann kratzte er sich die schwarzen Haare am Hinterkopf und kam zu dem Schluss, dass er mal wieder mit Sergeant Belio von der Zellenaufsicht einen trinken gehen sollte. „Was für ein Name soll das sein? Wieso ist der ungewöhnlich? Es wäre schon sehr viel einfacher, wenn du mir ihn einfach nennen würdest.“

Fargo sah an die Decke, Besorgnis spiegelte sich in seinem Gesicht. „Nicht jetzt. Nicht hier... Du wirst es merken, wenn er tatsächlich dabei sein sollte.“ *Was er aber hoffentlich nicht ist...*, fügte er sorgenvoll in Gedanken hinzu.

Immer noch zweifelnd darüber, was es für Namen geben könnte, bei denen er sofort aufmerksam werden würde, sah Moonskater zu ihm herüber. „Hast du etwa diesen Skywalker getroffen?“

Verwirrt sah Fargo auf. „Was? Sky...?“ Dann machte es klick. Seit Monaten suchte die Flotte – meist ohne größeren Erfolg – nach diesem jungen Mann, der, wie es hieß, für die Zerstörung des Todessterns verantwortlich war. Auf Bospin hätten sie ihn offenbar fast gehabt, aber er entkam. Die meisten Offiziere des Death Squadron, Captain Fargo und Commander Moonskater eingeschlossen, konnten sich nicht recht vorstellen, was daran so wichtig war, ausgerechnet diesen Mann zu finden. Der Junge hatte einen glücklichen (aus Sicht des Imperiums sicherlich eher unglücklichen) Schuss gelandet, aber eine derart groß angelegte Suche erschien eher für andere Personen – Mon Mothma etwa oder Admiral Ackbar – angebracht. Fargo und Moonskater hatten mehr als einmal darüber gerätselt, was dieser Skywalker wohl noch verbrochen haben musste, wenn Lord Vader ein so großes, vehementes und hartnäckiges Interesse an seiner Verfolgung an den Tag legte. „Nein. Mit diesem Skywalker hat das nichts zu tun. Aber du wirst den Namen trotzdem wiedererkennen. Falls er da ist...“

Moonskater schüttelte leicht irritiert den Kopf, dann zuckte er mit den Schultern. „Wir werden sehen“, sagte er, und Fargo versank kurz in einer düsteren Vision und dachte daran,

was er wohl tun sollte, wenn Steve tatsächlich an Bord der *Executor* wäre. Und was vor allem Fenn dann unternehmen würde.

Eine Pause entstand. „Vermutlich sollte ich dir das gar nicht erzählen“, fuhr Moonskater dann fort. „Aber vielleicht muntert es dich auf. Wenn alles gut geht und du sie überzeugen kannst, dass Fenn mit seinen Vorhaltungen nur Hirngespinnsten nachjagt, wird man dir vermutlich einen Orden verleihen.“

„Man wird *was?*“, Fargo sah seinen Untergebenen fassungslos an. Er haderte mit seiner beruflichen Existenz, und irgendjemand wollte ihm einen Orden überreichen?

„Das wäre wohl der normale Ablauf, oder?“, stellte Moonskater fest. „Jedenfalls habe ich Veers darüber reden hören. Tapferkeitsorden wegen besonderer Leistung im Dienst. Immerhin war es, wie gesagt, dein Sender, der die Flotte zu dieser Station geführt hat, die man sonst bei der guten Tarnung vermutlich nie entdeckt hätte.“

Der Captain hatte sich zurückgelehnt, starrte eine Zeitlang wieder stumm an die Decke und schüttelte ungläubig den Kopf. Sie unterhielten sie noch eine Weile, bevor Moonskater sich verabschiedete und Fargo sich daran machte, seinen oberflächlichen Bericht über seine Gefangenschaft zuende zu schreiben.

Schon am nächsten Vormittag kam Commander Moonskater zurück. Mit ernstem Gesicht setzte er sich neben Fargos Bett. Der Captain merkte, wie nervöses Adrenalin ihn durchflutete. „Und?“, fragte er.

„Ich habe gestern den Abend mit Sergeant Belio verbracht“, sagte Moonskater langsam und immer noch ernst.

Fargos Nervosität wuchs. „Und?“

„Und du schuldest mit was“, sagte der Commander streng. „Das war mit Abstand der langweiligste Abend, den ich seit langem verbracht habe. So eine Schlaftablette...“ Er verzog dabei keine Miene. „Aber nach ein paar Stunden, und nach mehr Alkohol, als mir lieb ist“, er massierte sich seinen verkaterten Nacken, „hatte ich ihn so weit, dass er mir die Liste der Gefangenen gezeigt hat.“

Moonskater sah ihm fest in die Augen, und Captain Fargo schluckte. „Und? ...“

„Auf dieser Liste stehen ungefähr fünfzig Namen“, berichtete der Commander weiter. „Ich habe sie alle mehrfach gelesen. Da waren Namen bei wie Stardancer oder Greenplant. Ich glaube aber nicht, dass du das mit *ungewöhnlich* meintest. *Wiedererkannt* habe ich jedenfalls keinen von denen. Also, entweder du sagst mir, wonach ich eigentlich hätte suchen sollen, oder“, er zuckte die Schultern, „der, den du meintest, ist nicht dabei.“

Einen Moment saß der Captain nur da und fühlte, wie eine fast berausende Welle der Beruhigung sich in ihm ausbreitete. *Wenigstens etwas...*

Als Commander Moonskater merkte, dass er keine Antwort bekommen würde, räusperte er sich. „Belio erzählte außerdem, dass es außer den Gefangenen kaum Hinweise darauf gibt, wer auf der gestürzten Station gewesen ist. Offenbar haben die Rebellen, sobald sie erkannten, dass sie den Posten nicht würden halten können, ein Löschprogramm in ihrem stationären Hauptcomputer gestartet, das die meisten wichtigen Daten vernichtet hat, bevor unsere Truppen es stoppen konnten. Das Verzeichnis der Besatzungsmitglieder war ebenfalls darunter.“

Fargo starrte Moonskater an, bis er vollständig begriff, was das eben Gehörte bedeutete. Dann stahl sich in seiner Erleichterung ein Lächeln auf seine Lippen. Es war kein sehr freundliches Lächeln. Eher wie das eines Devorianers.

Moonskater runzelte die Stirn. „Wirst du...“, begann er, aber bevor er weiter sprechen konnte, öffnete sich die Tür, und Commander Fenn kam herein.

Misstrauisch blickte er zwischen Fargo und Moonskater hin und her, dann wandte er sich an Commander Moonskater. „Sollten Sie jetzt nicht auf Ihrer Station sein und arbeiten?“, fragte er, als hätte er sie gerade bei einer Verschwörung ertappt. In gewisser Weise hatte er das wohl auch.

Nüchtern erwiderte Moonskater Fenns Blick und richtete sich auf. „Wer sagt Ihnen denn, dass ich nicht arbeite? Ich brauchte eine Auskunft, da ist es wohl kaum anstößig, dass ich sie mir von Captain Fargo direkt einhole.“ Er brachte diese Lüge gegen den ISB-Mann hervor, ohne mit der Wimper zu zucken.

Fargos und Moonskaters Augen trafen sich, und der Captain sagte ebenfalls ruhig: „Wir werden den Rest dann später klären, Commander.“

Moonskater nickte, und mit einem letzten Seitenblick auf Fenn verließ er die Medistation.

Der ISB-Offizier strich sich über seine schwarze Uniform und zog sich dann einen Stuhl zurecht. „Ich habe da noch ein paar Fragen zu den Ereignissen während ihrer Gefangenschaft“, begann er.

Fargo hoffte, er würde sich nicht doch noch in Fenns Fragen verheddern und sich damit um Kopf und Kragen reden. Er konnte schließlich keine Sicherheit haben, ob nicht auch einer der anderen gefangenen Rebellen eine Bemerkung über Steve fallengelassen haben könnte. Aber er lehnte sich zurück, Commander Moonskaters Auskunft hatte ihn Mut schöpfen lassen.

Kapitel 7: Alles auf Anfang?

Am Nachmittag hatte Fargo genug von der ärztlichen Anweisung, im Bett liegen zu bleiben. Inzwischen fühlte er sich körperlich wieder gut, und nach seinem Gespräch mit Commander Fenn war auch sein Selbstbewusstsein weitestgehend zurückgekehrt. Es war keine angenehme Unterhaltung mit dem ISB-Mann gewesen, aber einen Hinweis darauf, dass Fargo bei seinem Aufenthalt bei den Rebellen irgendeine persönliche Verquickung über den Weg gelaufen sei, schien der Commander nicht zu haben. Jedenfalls hatte der nichts in der Richtung geäußert, und Fargo konnte sich nicht vorstellen, dass Fenn einen solchen Verdacht für sich behalten hätte.

Er saß an dem kleinen Tisch in seinem Krankenzimmer und versuchte, sich mit einem allerdings recht langweiligen Holoroman abzulenken, als Admiral Piett eintrat. Ohne zu zögern sprang Fargo von seinem Platz auf und nahm Haltung an – was sich ohne Uniform seltsam anfühlte. Der Admiral musterte ihn kurz, dann machte er eine knappe Geste zu den zwei schlichten Stühlen an dem Tisch, und beide setzten sich einander gegenüber.

„Wie ich sehe, geht es Ihnen besser“, stellte Piett ungerührt fest.

„Ja, Sir“, beeilte sich Fargo zu sagen.

„Der Arzt meint, er könnte Sie heute entlassen.“

Fargos Mundwinkel zuckte zufrieden. „Das sind gute Neuigkeiten, Sir.“

„Bis Sie wieder Ihren Dienst antreten könnten, wird es aber wohl noch etwas dauern“, fuhr Piett fort.

„Sir?“ Tatsächlich wünschte sich Fargo nichts mehr, als seine gewohnte Arbeit wieder aufzunehmen. Und alles andere hinter sich zu lassen.

„Normalerweise sollten Sie Ärger bekommen, weil Sie an Ihrem TIE-Interceptor herumgepuscht haben“, erklärte Piett mit einem leichten Seufzen. „Es ist schlimm genug, wenn Sie zu Ihrem eigenen Wohlgefallen die übliche zufällige Rotation der Kampffjäger an die Piloten außer Kraft setzen und offenbar einen ... *eigenen* Jäger für sich in Anspruch nehmen.“

Erneut zuckten Fargos Lippen, dieses Mal aus Verdrossenheit. Er hatte dieses Rotationsverfahren, das alle persönlichen Abstimmungen auf einen speziellen Piloten und dessen Flugkünste verhindern sollte, um ja keine Individualität innerhalb der Imperialen Streitkräfte aufkommen zu lassen, nie für sinnvoll erachtet.

„Andererseits ist es eine Rechtfertigung, auf diese Weise ein Rebellenversteck aufgedeckt zu haben“, fuhr Piett unbewegt fort. „Wenn auch kein bedeutendes. Ich gehe davon aus, dass derartige Überlegungen den Hintergrund für den Einbau dieses Senders bildeten, und nicht etwa der kleinliche Wunsch nach einer persönlichen Rettung im Ernstfall.“

„Aber natürlich, Sir“, brachte Fargo hervor und räusperte sich. Er würde Piett jetzt nichts von Asteroidenfeldern oder dergleichen als Erklärung reinreden.

„Commander Fenn hält Ihren Bericht über die von Ihnen geschilderten Umstände und Vorfälle während Ihrer Gefangenschaft für glaubwürdig“, erklärte Piett weiter. „Dem schließe ich mich an.“ Eine kurze Pause. „Das Oberkommando ist dabei, die Vorgänge ebenfalls noch einmal zu prüfen. Im Nachgang zu Commander Fenns abschließenden Kommentaren zu der Sache hat es ein Verfahren eingeleitet, Ihnen einen Tapferkeitsorden für besondere Verdienste zu verleihen.“

Fargo saß nur da und brachte ein leichtes, gewichtiges Nicken zustande. Es kam ihm immer noch nicht richtig vor, für das Erlebte einen Orden zu bekommen. Aber das konnte er schlecht laut aussprechen.

Ohne Umschweife erhob sich der Admiral wieder und wandte sich zum Gehen. „Ich hoffe, Sie sind bald wieder auf dem Posten, Captain.“

„Ja, Sir“, sagte Fargo eifrig und stand ebenfalls auf. „Danke, Sir.“

Mit einem letzten Nicken, das ebenso knapp wie förmlich war, ließ Piett ihn allein zurück. Statt seiner kam kurz darauf Doktor Homm zu ihm, und nach einem abschließenden medizinischen Gespräch sprach der Arzt die sehnsüchtig erwarteten Worte zu Fargos Entlassung von der Krankenstation aus.

Erleichtert verließ der Captain die medizinische Abteilung und ging durch die breiten Schiffsgänge der *Executor*. Der runde Turbolift, der ihn auf ein anderes Deck transportierte, Maudroiden, die als Boten von einer Station zur anderen unterwegs waren, Untergebene, die stehen blieben, um Ihren Vorgesetzten respektvoll zu grüßen – alles strahlte eine angenehme Routine und Alltäglichkeit aus. Er erreichte die Tür zu seinem Quartier und gab in den seitlichen Zahlenblock den Code ein, der das Schott auffahren ließ.

Es war gut, wieder die eigenen Wände zu betreten. Er haderte kurz, dann zog er seine Uniform an. Strenggenommen durfte er das nicht, schließlich würde es noch einige Tage dauern, bis er wieder seinen Dienst antrat, aber er würde damit ja nicht vor die Tür gehen – und es tat gut, wieder den graugrünen Stoff und die Rangabzeichen zu tragen.

Mit dem guten Gefühl zu sein, wo er hingehörte, ließ er seinen Blick wohlwollend durch sein Quartier schweifen, und seine Augen blieben an einem Kerzenständer hängen. Er war aus silbernem Metall gefertigt, neun dünne weiße Kerzen saßen auf dem glänzend polierten Metallgestänge, das sich wie eine Helix nach oben wand. In der Mitte thronte eine zehnte, etwas breitere Kerze. Diese Kerze stand für Erkenntnis, die neun anderen für je einen der Propheten, auf die sich die kullusianische Religion gründete: Es gab einen Propheten der Wahrheit, einen

des Bedauerns, einen der Versöhnung... Captain Fargo runzelte die Stirn und dachte kurz darüber nach, aber er konnte sich nicht erinnern, wofür die übrigen Propheten eintraten. Er hatte sich nie dafür interessiert oder gar daran geglaubt. Er verabscheute jede Form von Religion als Augenwischerei; die Vorstellung, dass es einen „Schöpfer“ geben sollte, der sein Leben lenkte, kam ihm ziemlich lächerlich vor. Trotzdem hatte er diesen Kerzenständer mit an Bord genommen, es war ein Erbstück, und Fargo sah darin kein religiöses Zeichen, sondern vielmehr ein Symbol für seine kullusianische Heimat. Für das, was er verlassen hatte, um hier zu sein.

Captain Fargo wandte sich von dem Kerzenständer ab und trat an das schmale Fenster, von dem er von seinem Wohnraum aus einen kleinen Ausschnitt des ewigen Weltalls beobachten konnte. Als er damals dieses Quartier bezogen und zum ersten Mal aus diesem Fenster gesehen hatte, hatte ihn das in seinem Stolz bestätigt: Nur die allerwenigsten konnten sich rühmen, ein Quartier mit Fenster zu besitzen. Egal, wie unerreicht groß die *Executor* war und wie unzählige Unterkünfte sie hatte: Ein Quartier mit dieser Art von Luxus war gerade einmal einer überschaubaren Anzahl an Führungsoffizieren auf diesem Schiff vorbehalten. Dieses Fenster war daher mehr als ein Ausguck nach draußen, es war – ähnlich wie der Kerzenständer – ein Symbol: Es war Ausdruck dafür, für wie wichtig man ihn, seine Position und seine Fähigkeiten einschätzte.

Der Captain blickte auf die fernen Sterne und dachte über das ISB nach. Er hatte sich auf der Imperial Naval Academy und dem Imperial Naval College, der Offiziersschule, ausbilden lassen, und bevor sie ihn dort annahmen, hatten sie ihn, wie jeden Anwärter dieser prestigereichen Institution, auf Herz und Nieren geprüft. Sie hatten ihn befragt, eine Stunde lang, in einem kleinen sterilen Raum. Sie hatten sein Allgemeinwissen abgefragt, seine politischen Ansichten abgeklopft, sein persönliches Umfeld durchleuchtet. Es war eine der längsten Stunden in seinem Leben gewesen, aber er bestand und wurde aufgenommen. War es möglich, dass das ISB damals längst gewusst hatte, dass Steve noch lebte, dass sie das damals, vor über zwei Jahrzehnten, nur erzählt hatten, um nicht zugeben zu müssen, dass ihnen ein Überläufer entkommen war? Dass sie ihn wider besseren Wissens belogen hatten?

Er kratzte sich nachdenklich am Kinn und wusste keine Antwort auf diese Frage. Er sah nach draußen und auf einen Sternzerstörer, der durch die große Entfernung fast zur Unkenntlichkeit geschrumpft war. Es musste die *Avenger* sein, vielleicht auch die *Devastator*. Geräuschlos rauschte zwischen der viele Zentimeter dicken Panzerglasscheibe, hinter der er stand, und diesem zwergenhaft erscheinenden ISD eine kleine Gruppe von TIE-Fightern in perfektem Formationsflug dahin.

Es macht keinen Unterschied, dachte Fargo schließlich. *Das Imperiale Sicherheitsbüro ist nicht dafür zuständig, Familiengeschichten zu kitten. Das ISB ist dazu da, für Sicherheit zu sorgen.* Wenn Steve sich schon für diesen Weg entschieden hatte, war es unverantwortlich, dass er untertauchte und sich darauf verließ, dass andere die Aufklärungsarbeit für ihn leisteten. Ärger stieg in dem imperialen Captain auf. Es würde jetzt an *ihm* hängen bleiben, den Rest seiner Familie über Steves Verbleib aufzuklären. Besonders mit seinem Onkel Shawn, Steves Bruder, würde das kein angenehmes Gespräch werden. Nur weil Steve zu feige war, Verantwortung für seine Taten zu übernehmen und...

Das Türsignal riss ihn aus seinen Gedanken, er sammelte sich kurz, und nach seinem „Herein!“-Befehl trat Commander Moonskater in das Quartier.

„Wie geht es dir?“, fragte dieser. Ohne groß zu überlegen nahm er auf dem dunkelgrauen Sofa des Wohnraums Platz. Die beiden Offiziere verbrachten häufiger den Feierabend zusammen, und Moonskater war außerhalb der dienstlichen Pflichten auch nicht unbedingt der Typ, der zu sehr auf Förmlichkeiten setzte.

„Es ist gut, wieder von der Medistation weg zu sein“, entgegnete Fargo, immer noch am Fenster stehend, „mit all den um einen herum wuselnden Ärzten, Sanitätern und Medidroiden. Falls Commander Fenn nicht doch noch irgendwelche Bedenken einfallen, werde ich in ein paar Tagen wohl wieder den Dienst antreten können. Dann wird hoffentlich wieder alles seinen normalen Gang gehen.“

Eine unangenehme Pause entstand. Dann sprach Moonskater weiter. „Wirst du mir erzählen, was das mit den Namen auf sich hat?“

Der Captain antwortete nicht.

„Es war nicht einfach, den Sarge dazu zu bringen, mir die Liste zu zeigen. Und im Übrigen war es auch ziemlich illegal. Wenn jemand davon erfährt oder Belio sich verplappert, werden er und ich einen riesen Ärger bekommen. Um es mal vorsichtig auszudrücken...“

Fargo zögerte, obwohl er bereits entschieden hatte, dass er gegenüber Moonskater, seinem Freund und Kameraden, einem der wenigen Personen der Galaxis, von der er wusste, dass er ihr vertrauen konnte, auch in dieser Sache offen sein würde. Er wandte sich von Jaim Moonskater ab und sah wieder auf die funkelnden Sterne. „Also gut“, sagte er schließlich. Und dann erzählte er alles, was in den Tagen während seiner Gefangenschaft geschehen war, und was er dort erfahren hatte. Moonskater saß nur da, hörte sich alles an, geduldig und ohne ihn zu unterbrechen.

Als der Captain fertig war, entstand eine Pause. Dann fragte Moonskater: „Und was hast du jetzt vor?“

Schnaubend drehte sich Fargo wieder um und sah zu seinem Untergebenen herüber. „Ich kann nur hoffen, dass das ISB nie herausbekommt, wen ich wirklich dort getroffen habe...“

Der Commander nickte langsam, wie in Gedanken. „Was hast du Fenn erzählt?“

Fargo ging zu Moonskater hinüber und setzte sich ihm gegenüber. „Tja. Angelogen im eigentlichen Sinne habe ich ihn nicht. Ich habe ihm soweit alles erzählt, und eigentlich nur das eine Detail ausgelassen. Einen General Fargo habe ich sicher nicht erwähnt, sondern mich auf General Preston beschränkt. Fenn war eher daran interessiert, was ich den Rebellen verraten haben könnte, als daran, mit wem genau ich da geredet habe. Und dass ich denen absolut gar nichts verraten habe, konnte ich ihm wohl glaubhaft vermitteln.“ Er zuckte mit den Schultern und verzog zynisch einen Mundwinkel.

Moonskater nickte wieder und blickte auf seine Hände. Eine Pause entstand. „Weißt du, dass ich früher mal Gitarre gespielt habe?“, fragte er schließlich langsam.

Fargo blinzelte und sah ihn verwirrt an, weil er diesen Gedankensprung nicht nachvollziehen konnte.

Gedankenverloren fuhr Moonskater fort. „Ich habe sie bekommen, als ich zwölf wurde. Ich hatte Unterricht, viel habe ich mir auch schnell selbst beigebracht. Ich glaube, ich war ziemlich gut... Als wir fünfzehn waren, gründeten ein paar Klassenkameraden und ich eine Band. Nichts Großes, aber wir hatten viel Spaß mit dem, was wir spielten. Mit siebzehn waren wir auf dem Höhepunkt unserer Pubertät und so ziemlich gegen alles und jeden. Wir fingen an, unsere eigenen Songs zu schreiben. Hauptsächlich Protestsongs, gegen alles Mögliche. An die meisten kann ich mich heute nicht mehr erinnern, aber damals hatten wir damit einige kleine Auftritte, und ein paar Leuten scheint es gar nicht gefallen zu haben, was wir da sangen. Wir lebten in einer sehr guten Gegend auf Corellia, weit von dem üblichen kriminellen Sumpf des Planeten entfernt. Aber auch dort war die Obrigkeit aufmerksam auf politische Misstöne. Meine Eltern meinten, das sei nur eine Phase von mir, es würde sich mit der Zeit wieder legen. Aber am Ende mussten sie dem Druck der Schule und des Verbindungsoffiziers, der für unsere Schule zuständig war, nachgeben. Also schickten sie uns über die Sommerferien in ein abgelegenes Camp.“ Der Commander redete leise vor sich hin. „Ich war sechs Wochen da, aber ich kann und konnte mich danach an kaum etwas aus dieser Zeit erinnern. Ich weiß nur, dass ich danach ein anderer Mensch war. Vorher hatte ich lange Haare gehabt.“

Fargo zog die Augenbrauen hoch, denn er konnte sich den Commander, der immer einen überaus korrekten Kurzhaarschnitt trug, so gar nicht mit langer schwarzer Mähne vorstellen.

„Danach nicht mehr“, fuhr Moonskater fort. „Ich weiß nicht warum, es war einfach undenkbar geworden. Meine Weltansicht war auf einmal eine andere, ich hatte nichts mehr

gegen das Establishment, geschweige denn gegen das Imperium. Unsere Band haben wir danach aufgelöst, indem wir uns einfach nicht mehr getroffen haben. Seitdem habe ich nie mehr Gitarre gespielt.“

Fargo war von der Geschichte seines Freundes fasziniert, schüttelte aber irritiert den Kopf. „Ich verstehe nicht ganz...“, sagte er und meinte damit den Zusammenhang zwischen ihrer beider Lebensgeschichten.

„Ich hatte das auch noch nie jemandem hier erzählt“, entgegnete Moonskater mit einem melancholischen Lächeln. „Quid pro quo... Aber abgesehen davon weisen unsere Lebensläufe wohl schon ein paar Parallelen auf. Zumindest beweisen sie, dass der Weg, der einen zum Imperium und in die Imperiale Flotte führt, nicht immer geradlinig ist. Eine ganze Zeitlang hatte ich Angst, dass mich das ISB in seinem Camp zu einer Art Schläfer gemacht hat, um für sie zu spionieren oder so. Das denke ich heute nicht mehr, aber es ist schon ein äußerst quälendes Gefühl, wenn man erkennen muss, dass einem wesentliche Teile seiner eigenen Vergangenheit fehlen. Und man nicht mehr weiß, wem man noch trauen kann und wem nicht. Jedenfalls bist du nicht der Einzige innerhalb unserer Streitkräfte, der eine bewegte Vergangenheit hat und mehr Kontakte zur Rebellion, als ihm lieb ist.“

Fargo sah ihn nur weiter ernst mit zusammengezogenen Augenbrauen an, während Moonskater munterer fortfuhr: „Wusstest du eigentlich, dass General Veers einen Sohn hat?“

Erneut irritiert von Moonskaters Gedankensprüngen, öffnete Fargo den Mund. „Nein“, brachte er hervor. „Ich habe von Veers‘ Privatleben nicht die geringste Ahnung.“

Moonskater lächelte hintergründig. „Das ist auch keine Sache, die der General groß herumerzählen würde. Aber tatsächlich hat er einen erwachsenen Sohn. Und der ist Mitglied der Rebellion.“

Das Lächeln wurde breiter, und Fargo war etwas fassungslos, nicht nur wegen der Information an sich. „Woher weißt *du* das denn?“, fragte er entgeistert.

Moonskater grinste nur bedeutsam, und Fargo fragte sich einmal mehr, wie der Commander es immer wieder schaffte, dass fremde Leute ihm so schnell vertrauten und offenherzig anfangen zu erzählen. Dann wurde Moonskater wieder ernst. „Wir leben in einem Bürgerkrieg, und das Tragische daran ist, dass man dabei nicht gegen einen fremden Feind von außen, sondern gegen die eigenen Leute kämpft. Leute, die man kennt, mit denen man vielleicht sogar verwandt ist. Dann muss man sich entscheiden, wofür man eigentlich kämpft und was es einem wert ist.“

Eine Weile starrte Fargo vor sich hin. „Ich hatte bisher nie großartig darüber nachgedacht, welche Seite ich wählen sollte“, gestand er. „Ich wollte nur zur Flotte, aber welche Flotte das

wäre, darüber gab es nie ernsthafte Diskussionen. Es stand völlig außer Frage, dass es eine andere als die Imperiale sein könnte.“

Moonskater warf seinem Captain einen langen und ernsten Blick zu. „Dann solltest du das vielleicht jetzt nachholen und dir über einiges klar werden.“

Fargo schüttelte den Kopf. „Nein, darum geht es nicht. Ich bin kein politischer Mensch. Trotzdem habe ich eine politische Meinung, wie die Galaxis vielleicht doch noch ein etwas friedlicherer Ort wird. Und keines der Argumente, die ich während der Gefangenschaft gehört habe, lässt mich ernsthaft an meiner Überzeugung zweifeln.“

Das sind Terroristen! Ich verstehe nicht, wie man ernsthaft der Ansicht sein kann, dass dieser unorganisierte, schlecht ausgerüstete Haufen einen funktionierenden Staat aufbauen könnte. Und diese ganzen obskuren schöngeistigen Werte... Geburtsrechte? Wertschätzung allen Lebens? *Sie* waren es, die diesen Bürgerkrieg angezettelt haben. Kriminelles, verlogenes Pack...

Trotzdem haben sich einige Dinge jetzt unweigerlich geändert. Natürlich macht es einen Unterschied, wenn man erfährt, dass das Vorbild, das man immer hatte, eigentlich eine ganz andere Person ist. Auch das hatte ich nie ernsthaft hinterfragt – wieso hätte ich auch. Und diese Wendung ... kratzt schon am eigenen Selbstverständnis. Vorher hatte ich nie persönlich mit einem Rebellen Kontakt gehabt, ich kenne sonst keinen von denen. Aber jetzt... Jedes Mal, wenn wir zukünftig ein Schiff zerstören, kann ich nicht sicher sein, ob er nicht an Bord war und ich zum Mörder meines eigenen Vaters werde.“ Er runzelte die Stirn. „Ein seltsamer Gedanke.“

Moonskater sah ihn nur weiter mit einer gewissen Distanziertheit an, und Fargo stand wieder auf und ging zum Fenster herüber. „Das Imperium ist die richtige Seite. Ich verstehe nicht, wie jemand das ernsthaft bezweifeln kann. Unsere Flotte vertritt den rechtmäßigen Staat – wie könnte es da sein, dass wir“, Fargo zögerte kurz, weil er im Begriff war, etwas Pathetisches zu sagen, „die *Bösen* sind? Es ist richtig, was wir tun... Und was sollte ich auch sonst machen, wenn ich zu dem Schluss kommen sollte, dass ich nicht mehr gegen sie kämpfen kann? Ich bin Offizier, ich habe nichts anderes gelernt. Meine Arbeit macht mir Spaß, ich wollte nie etwas anderes, ich halte sie für sinnvoll, sie erfüllt mich. Soll ich stattdessen nach Kullusia zurück, vielleicht anfangen, Rosen zu züchten und mich darauf verlassen, dass irgendjemand anders für eine friedlichere Zukunft für meine Kinder eintritt?“ Er lachte bitter und drehte sich wieder zu Moonskater um.

Der Commander musterte ihn aufmerksam. „Dann hast du dich also entschieden“, sagte er, und seine Stimme klang kühl. So als hätte er keine andere Entscheidung als für das Imperium

toleriert. Dann hellte sich seine Miene wieder auf, und er wirkte wieder unbekümmert wie sonst. „Vielleicht solltest du Urlaub machen.“

„Urlaub?“ Fargo sprach es aus, als wäre es ein Wort, das er lange nicht mehr in den Mund genommen hatte. Tatsächlich hatte er das auch nicht. Verständnislos sah er seinen Untergebenen an.

„Warum denn nicht?“, sagte dieser leichtfertig. „Du könntest dich von all dem hier erholen, wieder zur Ruhe kommen, etwas ausspannen... Deiner Familie alles in Ruhe erzählen. Vermutlich habt ihr genug miteinander zu besprechen. Wann warst du das letzte Mal bei deinen Kindern?“

Fargos Miene wurde finster. „Ich kann jetzt hier nicht weg. Ich muss erst herausfinden, was hier los ist. Was das ISB weiß.“ Er verzog das Gesicht. „Meinen Orden empfangen.“

Moonskater sah ihn nur an. Fargo meinte, einen stummen Vorwurf in seinem Blick zu erkennen: Wenn er seinen Einsatz im Dienst schon mit dem Wohl seiner Kinder begründete, sollte er sie doch vielleicht auch etwas öfter besuchen. Vielleicht bildete der Captain sich diesen anklagenden Blick aber auch nur ein, weil er sich selbst durchaus schuldbewusst war, dass er seit fast einem Jahr nicht mehr in seiner Heimat gewesen war. Er seufzte. „In einigen Wochen ist das Jahr zu Ende. Es wäre schön, ins neue Jahr mit ihnen zu feiern. Aber vorher muss ich hier noch einige Dinge klären.“

Moonskater nickte nur leicht und kommentarlos.

Fargo blickte auch das Chrono. „Ich sollte sie jetzt anrufen“, sagte er ein wenig matt. Mit der Entlassung von der Medistation war auch seine Nachrichtensperre aufgehoben.

„Ja, tu das“, sagte Moonskater und erhob sich. „Wir sehen uns dann morgen.“ Als er an der Tür stand, drehte er sich noch einmal um. „Sieh zu, dass du bald wieder fit bist und zurück in den Dienst kommst. Und mach dir nicht zu viele Gedanken, Frank.“ Dann ging er.

Der Captain warf noch einen letzten Blick aus dem Fenster auf die Sterne, dann verschränkte er die Hände hinter dem Rücken und wandte sich ab. Er ging hinüber zu seinem privaten Arbeitsbereich, vorbei an dem Schreibtisch mit der Konsole und stellte sich vor das Holopod. Eine Zeitlang stand er da und schaute auf das runde Podest des Projektionsbereiches hinab. Er erinnerte sich an Steves Worte, er hätte sich damals nicht getraut, die Wahrheit zu sagen, aus Angst, dass jemand seine Gespräche hätte abhören können. Er würde jetzt seine Familie anrufen, erst seine Frau, dann seinen Onkel, und ihnen über diese Fernverbindung alles, was er bereits Jaim Moonskater gerade erzählt hatte, noch einmal wiederholen. Er wollte das sofort hinter sich bringen. Er wollte nicht Steves Fehler nachmachen, zu lange alles zu

verschweigen. Also blieb ihm nicht anderes übrig, als das über das HoloNet zu erledigen. Und wenn das ISB *tatsächlich* die Leitungen abhörte...

Dann kniff er verärgert die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. Was für ein Unsinn! Schließlich tat er das, was er sein Leben lang getan hatte – er vertraute dem Imperium. Und aktivierte das Holopod.